Pädagogische Bibliothek.

Eine
Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften
älterer und neuerer Zeit.

Im Vereine mit Gesinnungsgenossen herausgegeben
von
Karl Richter.

10

49. Heft:
(X. Band, 1. Heft.)

Immanuel Kant,
Ueber Pädagogik I.

Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen
von
Prof. Dr. Willmann.

Leipzig.
Verlag von Siegismund & Volkening.
Buchhandlung für pädagog. Literatur.

— Das Nachstehende zu beachten.

Prospekt zur „Pädagogischen Bibliothek“.

Das gesteigerte Interesse, welches die verschiedenen Kreise der Gesellschaft der Jugenderziehung entgegenbringen, stellt an dieselben, im besonderen auch an die der Erziehung zunächst dienenden Organe, die Lehrer, erhöhte Forderungen. Denn wo es gilt, die Jugendbildung mit der Zeitentwicklung im Einklange zu erhalten, da ist es vor allem nothwendig, daß an erster Stelle die Lehrer die angestreben Verbesserungen, die angebahnten Umgestaltungen recht zu würdigen und die Zeit und deren Bedürfnisse und Strebziele recht zu beurtheilen wissen, um darnach ihre Thätigkeit in den Erziehungsstätten selbst zu bemessen. Nun kann die Fortentwickelung des Erziehungs- und Unterrichtswesens nur dann eine gesunde und gedeihliche sein, wenn sie sich auf historischen Boden stellt, an die vorhandenen Bedingungen anknüpft und auf Grund derselben den Weiterbau unternimmt. Da aber alles Bestehende sich als ein Produkt der voraufgegangenen Zeiten und Zustände darstellt, so kann auch die nöthige Vollständigkeit und Tiefe in der Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse und ein besonnener Aus- und Weiterbau derselben nur dann erhofft werden, wenn man das historisch Gewordene rückwärts in seine Ursachen und Bildungselemente verfolgt und die erziehlichen Bestrebungen der Gegenwart im Zusammenhange mit den Erziehungsmaximen und Erziehungsidealen der Vergangenheit zu verstehen und zu begreifen sucht. **Kenntnis der pädagogischen Vergangenheit also ist das erste und wichtigste, was man in erster Linie vom Lehrer, dann aber auch von jedem Staatsmanne, jedem Volksvertreter, kurz von jedem Volksfreunde verlangen darf, der sich in den Dienst einer stetig fortschreitenden Volksbildung stellt.**

Freilich wird eine solche Kenntnisnahme theils durch die Seltenheit vieler Schriften, welche die pädagogischen Weisheitsschätze vergangener Zeiten bergen, theils durch die Sprache, in welcher jene Schriften abgefaßt wurden, vielfach erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht; und wenn auch pädagogische Geschichtswerke die pädagogischen Ideen der hervorragendsten Männer früherer Zeit charakterisiren oder in gedrängter Weise darlegen, so können doch derartige Charakteristiken und fragmentarische Auszüge immer nur eine mehr oder weniger oberflächliche Bekanntschaft mit der pädagogischen Vergangenheit vermitteln, zumal die Art der pädagogischen Geschichtsschreibung selbst, bei welcher die wenigen Schriftsteller, die wirklich zu einzelnen Quellen hinabgestiegen sind, den folgenden wieder als Quelle dienen, nicht wenig dazu angethan ist, schiefe Urtheile, verkehrte Auffassungen, ja grobe Unrichtigkeiten in der pädagogischen Literatur und dadurch wieder in der öffentlichen Meinung einzubürgern und fortzupflanzen, ohne daß ihnen auf eine wirksame Weise beizukommen wäre. Eine rechte, selbständige Würdigung der pädagogischen Vergangenheit ist nur dann möglich, wenn eine vollständige Einsicht in die pädagogischen Schriften früherer Zeit ermöglicht wird und ihre Verfasser in derselben Ursprünglichkeit vor den Leser treten, in welcher sie in ihrer Zeit standen und ihren Ideen Ausdruck verliehen.

Von solchen Erwägungen geleitet, trat im Jahre 1869 die **„Pädagogische Bibliothek.“** Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Karl Richter“** ins Leben. Sie wollte das Beste, was in älterer und neuerer Zeit, von der altklassischen Periode an bis herab auf die Gegenwart über häusliche, wie öffentliche Erziehung und Volksunterricht sowohl von Pädagogen als von den bedeutendsten Denkern und Dichtern gedacht und geschrieben worden ist, theils vollständig, theils in zusammenhängenden Auszügen zu einem billigen Preise und in guter Ausstattung bieten, dabei aber sich nicht auf einfachen Wiederabdrucke oder erneute Uebersetzungen beschränken, sondern durch sorgfältige Vergleichungen und Berichtigungen der vorhandenen Texte, sowie durch biographische und sachliche Einleitungen und erläuternde Anmerkungen unter Berücksichtung der vorzüglichsten literarischen Hülfsmittel der Sammlung noch einen besonderen und dauernden Werth geben und außerdem durch Mittheilung der verschiedenen Lesarten den Abnehmern zugleich einen Ersatz für die einzelnen Originalausgaben eines und desselben Werkes bieten.

Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.

Pädagogische Bibliothek.

Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit.

Im Vereine mit Gesinnungsgenossen herausgegeben

von

Karl Richter.

X. Band.

Immanuel Kant, über Pädagogik.

Dritte Auflage.

Leipzig.

Verlag von Siegismund & Volkening.

Buchhandlung für pädagog. Literatur.

Immanuel Kant.

Ueber Pädagogik.

Mit Einleitung und Anmerkungen versehen

von

Prof. Dr. O. Willmann.

Dritte Auflage.

Leipzig.

Verlag von Siegismund & Volkening.

Buchhandlung für pädagog. Literatur.

Einleitung.

Unter dem Titel: „Immanuel Kant über Pädagogik“ gab Friedr. Theod. Rink, einer der späteren Schüler Kant’s, 1803 die Aufzeichnungen seines Lehrers zu Vorlesungen über Pädagogik heraus. Das kleine Buch ist seitdem in den Gesammtausgaben der Kantischen Werke wieder abgedruckt, für sich jedoch nicht abermals ausgegeben worden. In einer Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften durfte es nicht fehlen und so erscheint es hier von neuem in Druck gelegt. Die dabei vorgenommenen Verbesserungen betreffen mehr das Aeußere; tieferliegende Mängel, die davon herrühren, daß dem ersten Herausgeber kein eigentliches Manuskript, sondern nur Notizen vorlagen, und daß er auf deren Anordnung und Verknüpfung zu wenig Sorgfalt verwandte, konnten keine Abstellung finden. Dagegen wurde darauf Bedacht genommen, die weder an Zahl, noch an Bedeutung geringen Aeußerungen Kant’s über Erziehung, wie sie in dessen Werken verstreut sind, möglichst vollständig zur Ergänzung herbeizuziehen. Dieselben sind, um das Aufschichten von Zusammenhangslosem zu vermeiden, theils dem Texte an geeigneten Stellen als Anmerkungen zugeordnet, theils in der Einleitung zusammengestellt, wobei Andeutungen über Kant’s Leben und Entwicklung zum verknüpfenden Faden benutzt werden. Bezüglich der Hinweisungen auf den Zusammenhang der pädagogischen Ansichten Kant’s mit seinen philosophischen Lehren braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese nur Fingerzeige sind, und daß es zu einem tieferen Eindringen in diesen Zusammenhang erforderlich ist, die Hauptwerke Kant’s zur Hand zur nehmen.

Immanuel Kant wurde am 22. April des Jahres 1724 zu Königsberg geboren. Sein Vater Johann Georg, dessen Vorfahren aus Schottland stammten, war ein geachteter Handwerksmann, seines Zeichens ein Sattlermeister; die Mutter Anna Regina Reuter wird als eine Frau von edlem Herzen, großem natürlichen Verstande und für ihren Stand ungewöhnlichen Kenntnissen geschildert. Beide Eltern hingen dem damals in Königsberg verbreiteten Pietismus an und leiteten in diesem Sinne die erste Erziehung ihrer Kinder. Bestärkt wurden sie darin und auch mit pädagogischen Rathschlägen unterstützt durch einen Freund der Familie, den Professor der Theologie Franz Albert Schultz, der seine theologische und pädagogische Ausbildung A. H.

Francke verdankte. Es ist somit die pietistische Pädagogik, welche die Jugendeindrücke des Knaben wesentlich mitbestimmte. Wie tief dieselben waren, bezeugt eine Aeußerung des greisen Kant gegen seinen Schüler Rink, in welcher er seinen Eltern ein schönes Denkmal gesetzt hat. „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit" sagte er, „und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich es mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt: aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird." (Rink, Ansichten aus Kant's Leben 1805. S. 13). Gegen seinen Freund Kraus äußerte er, er habe, als er in einem gräflichen Hause die Erziehung näher angesehen, öfters mit inniger Rührung an die ungleich herrlichere Erziehung gedacht, die er selbst in seiner Eltern Hause genossen, wo er nie etwas Unrechtes oder eine Unsittlichkeit gehört oder gesehen. (Reicke, Kantiana, Königsb. 1860. S. 5). — Zwar hat Kant die pietistische Weltauffassung nicht zu der seinigen gemacht und speziell die aus derselben fließende Erziehungsweise getadelt (s. unten Anm. 40.); dennoch zeigt seine Sittenlehre in ihrer Strenge und ihrer Innerlichkeit eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit der pietistischen, welche in späteren Jahren mehr noch als in früheren hervortrat. Kant selbst hat diese Verwandtschaft nicht geleugnet; in seinem „Streit der Fakultäten" 1798 giebt er einen Brief des Arztes Willmans, in welchem derselbe jene Analogie erörtert und bemerkt, daß die Pietisten des Rheinlandes (Separatisten, Mystiker) „wahre Kantianer sein würden, wenn sie Philosophen wären," unter ausdrücklicher Billigung wieder. (Werke VII. 392*).

In pietistischem Sinne wurde auch das Gymnasium geleitet, in welches Kant auf Betreiben von Schultz im Jahre 1732 eintrat, nachdem er den Elementarunterricht in der vorstädtischen Hospitalschule

*) Die Zitate beziehen sich durchweg auf die neuere Hartenstein'sche Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken. Leipzig L. Voß. 1867—68. — Ueber Kant's früheste Jugendbildung vergleiche man, außer den Biographen auch Schwarz „Darstellungen aus dem Gebiete der Päd." I. S. 215. f.

genossen, das Collegium Fridericianum, an dessen Spitze Schultz in demselben Jahre getreten war. Die strenge Zucht, die daselbst herrschte, hat Kant in Erinnerung, wenn er nachmals in seinen pädagogischen Vorträgen bemerkt, daß man mit Unrecht die Jugendjahre für die angenehmsten des Lebens halte, da sie vielmehr die beschwerlichsten seien. Doch ist Kant gegen jene strenge Führung so wenig undankbar gewesen, als sein Mitschüler, der so berühmt gewordene Philologe Ruhnken, welcher dieselbe in einem Briefe an Kant vom Jahre 1777 mit den Worten charakterisirt: „tetrica illa quidem, sed utili nec poenitenda fanaticorum disciplina continebamur“ *) (Schubert, Leben Kants S. 21). Wie eifrig in dieser Anstalt die Alterthumswissenschaften gepflegt wurden, ist schon dadurch belegt, daß ein Ruhnken aus ihr hervorging. Auch Kant erwarb hier umfassende und gründliche Kenntnisse in der alten, besonders in der römischen Literatur, welche durch den Humanisten J. Fr. Heydenreich vertreten war, dem Kant nachrühmte, daß er „gelegentlich bei der Lektion mancherlei Kenntnisse und richtige Begriffe mittheilte.“ (Reicke a. a. O.) Die zahlreichen lateinischen Zitate in seinen Schriften geben Zeugniß, wie viel er aus römischen Schriftstellern auch seinem Gedächtnisse einprägte. Es bewahrte ihn nachmals diese bedeutende klassische Bildung vor der Unterschätzung der Alterthumsstudien, deren sich die pädagogische Richtung der Zeit, welcher Kant im übrigen Beifall schenkte, der Philanthropinismus, schuldig machte. Ueber den Werth dieser Studien sagt er in seinen Vorlesungen über Logik: „Einen Theil der Philologie machen die humaniora aus, worunter man die Kenntniß der Alten versteht, welche die Vereinigung der Wissenschaft mit Geschmack befördert, die Rauhigkeit abschleift und die Kommunikabilität und Urbanität, worin Humanität besteht, befördert“; Werke VIII. 46. und am Schlusse der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft 1790 Werke V. 367: „Die Propädeutik zu aller schönen Kunst, scheint in der Kultur der Gemüthskräfte durch diejenigen Vorkenntnisse zu liegen, welche man humaniora nennt, vermuthlich weil Humanität einerseits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, andrerseits das Vermögen, sich innigst und allgemein mittheilen zu können bedeutet, welche Eigenschaften zusammen verbunden die der Menschheit angemessene Glückseligkeit ausmachen, wodurch sie sich von der thierischen Eingeschränktheit unterscheidet;“ ferner heißt es in einer Notiz seines Nachlasses, Werke VIII. 632: „In allen demjenigen, was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, thun wir am besten, uns durch die Muster der Alten leiten zu lassen, in der Bildhauerkunst, Baukunst, Poesie und Beredsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes der Ueppigkeit oder knechtisches Verderben.“ — Zu dem Streite über die Alterthumsstudien nimmt er gewissermaßen Stellung in einer Aeußerung in der „Metaphysik der Sitten“ 1797.

*) „Wir wurden von den Eiferern in strenger Zucht gehalten, die aber gut that und uns nicht leid sein soll.“

Werke VII. 262: „Die Dankbarkeit geht nicht allein auf Zeitgenossen, sondern auch auf die Vorfahren, selbst diejenigen, die man nicht mit Gewißheit namhaft machen kann. Das ist auch die Ursache, weswegen es für unanständig gehalten wird, die Alten, die als unsere Lehrer angesehen werden können, nicht nach Möglichkeit wider alle Angriffe, Beschuldigungen und Geringschätzung zu vertheidigen; wobei es aber ein thörichter Wahn ist, ihnen um des Alterthums willen einen Vorzug in Talenten und gutem Willen vor den Neueren, gleich als ob die Welt in kontinuirlicher Abnahme ihrer ursprünglichen Vollkommenheit nach Naturgesetzen wäre, anzudichten und alles Neue in Vergleich damit zu verachten."

Genoß Kant in den alten Sprachen einen gründlichen Unterricht, so war es mit jenem in der Mathematik und Philosophie, welcher im collegium Fridericianum von unbedeutenden Männern ertheilt wurde, um so schlechter bestellt. Er konnte in späteren Jahren nicht ohne Lachen davon sprechen. „Diese Herren," sagte er zu einem vormaligen Mitschüler, „konnten wohl keinen Funken, der in uns zum Studium der Philosophie und Mathese lag, zur Flamme bringen!" (Schubert a. a. O. S. 20).

Um so eifriger widmete er sich diesen Wissenschaften, nachdem er 1740 die Universität bezogen. Die damalige Sitte verlangte, daß sich die Studierenden vor Antritt ihrer Fachstudien durch ein oder zwei Semester mit Fächern der philosophischen Fakultät beschäftigten. Kant, als Theologe inskribirt, wählte vorzugsweise mathematische und philosophische Vorträge, wodurch er mit dem Professor Martin Knutzen, der zu den Zierden der Universität gehörte, in nähere Verbindung kam. Knutzen gab dem eifrigen Schüler nicht nur manchen förderlichen Wink, sondern stellte ihm auch seine Bibliothek zur Verfügung. Welche Bedeutung die mathematischen Studien für Kant's Entwicklung überhaupt hatten, ist hier nicht zu erörtern; über den Eindruck aber, den sie auf ihn machten und den er auch andern Lernenden mitzutheilen bestrebt war, mag eine Stelle aus einer seiner früheren Schriften: „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" 1763, Werke II. 136, Aufschluß geben. Kant sucht daselbst die Existenz Gottes aus der „Einheit der Wesen der Dinge" zu beweisen und zieht zu diesem Zwecke auch die Einheit und Harmonie an, welche sich in den Eigenschaften des Raumes zeigt. Es heißt dann weiter: „Die nothwendigen Bestimmungen des Raumes verschaffen dem Meßkünstler ein nicht gemeines Vergnügen durch die Augenscheinlichkeit in der Ueberzeugung und durch die Genauigkeit in der Ausführung, imgleichen durch den weiten Umfang der Anwendung, wogegen das gesammte menschliche Erkenntniß nichts aufzuzeigen hat, das ihm beikäme, viel weniger es überträfe. Ich betrachte aber anjetzt den nämlichen Gegenstand in einem ganz andern Gesichtspunkte. Ich sehe ihn mit einem philosophischen Auge an, und werde gewahr, daß bei so nothwendigen Bestimmungen Ordnung und Harmonie und in einem ungeheuren Manigfaltigen Zusammenpassung und Einheit herrsche. Ich will z. E. daß ein Raum durch die Bewegung einer geraden Linie

um einen festen Punkt umgrenzt werde. Ich begreife gar leicht, daß ich dadurch einen Kreis habe, der in allen seinen Punkten von dem gedachten festen Punkte gleiche Entfernungen hat. Allein ich finde gar keine Veranlassung, unter einer so einfältigen Konstruktion sehr viel Manigfaltiges zu vermuthen, das eben dadurch großen Regeln der Ordnung unterworfen sei. Indessen entdecke ich, daß alle gerade Linien, die einander aus einem beliebigen Punkt innerhalb dem Zirkel durchkreuzen, indem sie an den Umkreis stoßen, jederzeit in geometrischer Proportion geschnitten sind; imgleichen, daß alle diejenigen, die von einem Punkt außerhalb dem Kreise diesen durchschneiden, jederzeit in solche Stücke zerlegt werden, die sich umgekehrt verhalten, wie ihre Ganzen. Wenn man bedenkt, wie unendlich viel verschiedene Lagen diese Linien annehmen können, indem sie den Zirkel, wie gedacht, durchschneiden, und wahrnimmt, wie sie gleichwol beständig unter dem nämlichen Gesetze stehen, von dem sie nicht abweichen können, so ist es unerachtet dessen, daß die Wahrheit davon leicht begriffen wird, dennoch etwas Unerwartetes, daß so wenig Anstalt in der Beschreibung dieser Figur, und gleichwohl soviel Ordnung, und in dem Manigfaltigen eine so vollkommene Einheit daraus erfolgt. Wenn aufgegeben wäre: daß schiefe Flächen in verschiedenen Neigungen gegen den Horizont, doch von solcher Länge angeordnet würden, damit frei herabrollende Körper darauf gerade in gleicher Zeit herabkämen, so wird ein jeder, der die mechanischen Gesetze versteht, einsehen, daß hiezu mancherlei Veranstaltung gehöre. Nun findet sich aber diese Einrichtung im Zirkel von selber mit unendlich viel Abwechselung der Stellungen und doch in jedem Falle mit der größesten Richtigkeit. Denn alle Sehnen, die an den Vertikaldurchmesser stoßen, sie mögen von dessen oberstem oder unterstem Punkte ausgehen, nach welchen Neigungen man auch will, haben insgesammt das gemein, daß der freie Fall durch dieselben in gleichen Zeiten geschieht. Ich erinnere mich, daß ein verständiger Lehrling, als ihm dieser Satz mit seinem Beweise von mir vorgetragen wurde, nachdem er alles wohl verstand, dadurch nicht weniger, wie durch ein Naturwunder gerührt wurde.*) Und in der That wird man, durch eine so sonderbare Vereinigung vom Manigfaltigen nach so fruchtbaren Regeln in einer so schlicht und einfältig scheinenden Sache, als ein Zirkelkreis ist, überrascht und mit Recht in Bewunderung gesetzt. Es ist auch kein Wunder der Natur, welches durch die Schönheit oder Ordnung, die darin herrscht, mehr Ursache zum Erstaunen gäbe, es müßte denn sein, daß es deswegen geschähe, weil die Ursache derselben da nicht so deutlich einzusehen ist und die Bewunderung eine Tochter der Unwissenheit ist."

Auf den Gegenstand ist Kant später in der Kritik der Urtheilskraft zurückgekommen, Werke V. 374; den Gedanken, die Wunder der Mathematik in den Dienst der sittlichen Bildung zu stellen, hat Her-

*) Der Schüler ist wahrscheinlich der talentvolle polnische Edelmann von Orsetti auf Waniewo, dessen Kant auch sonst mit Interesse gedachte. (Reicke a. a. O. S. 40.)

bart weitergeführt in seinem ABC der Anschauung, Päd. Schr. I. 128. Ueber einen anderen pädagogischen Vorzug der Mathematik s. unten Anm. 29.

Neben den mathematischen und philosophischen Studien lag Kant auch den theologischen ob und besuchte die Vorlesungen seines väterlichen Freundes Schultz mit strengster Pünktlichkeit. Doch hatte er sich innerlich von dessen Richtung bereits abgewandt und gab bald die Theologie überhaupt auf, um sich dem Schulfache zu widmen. Theils zur Vorbereitung auf dieses, theils aus Anlaß seiner beschränkten Vermögensumstände, ertheilte er jenerzeit Privatunterricht in den alten Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften; zugleich repetirte er mit schwächeren Kommilitonen die philosophischen Lehrvorträge, was ihm für seine spätere akademische Lehrthätigkeit zu Statten kam. Die Bewerbung um eine Lehrerstelle am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg, welche er nach beendigter Studienzeit vornahm, führte nicht zu dem gewünschten Resulate und er mußte sich, zumal da er in Folge des im Jahre 1746 erfolgten Todes seines Vaters (die Mutter war bereits 1737 gestorben) nunmehr ganz auf sich angewiesen war, zur Uebernahme von Hauslehrerstellen entschließen. Nicht weniger als neun Jahre, von 1746 bis 1755 war Kant als Hofmeister thätig; zuerst bei dem Prediger Andersch in der Nähe von Gumbinnen, später bei dem Rittergutsbesitzer von Hülsen bei Mohrungen (Herder's Geburtsort), endlich beim Grafen Kayserling zu Rautenburg, der sich den größten Theil des Jahres zu Königsberg aufhielt. Kant urtheilte nachmals über sein pädagogisches Talent nichts weniger als günstig und gestand, daß er die von ihm erkannten Vorschriften der Erziehungskunst sich niemals habe aneignen können. Man darf das Wort nicht ernst nehmen: es ist ganz gegen Kant's Art, einmal Erkanntes nicht auch zum Können zu erheben, und man hat Grund zu glauben, daß Kant nur den bekannten Ausspruch Rousseau's über seine Unfähigkeit, zu erziehen, scherzhaft auf sich angewandt habe. Seine Erfolge wenigstens reimen sich mit jener Selbstkritik nicht; es ist, wie Schubert a. a. O. S. 32 bemerkt, nicht zufällig, daß Kant's Zöglinge des Hülsen'schen Hauses später die ersten Gutsbesitzer Preußens waren, die freiwillig das Band der Gutsunterthänigkeit für ihre Bauern lösten.

Bald nach Beginn seiner Hauslehrerthätigkeit veröffentlichte Kant sein erstes Buch: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ 1747, zu dessen Motto er, charakteristisch genug, den Ausspruch Seneca's wählte: Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes, non qua eundum est, sed qua itur.*) Dieser Aufschrift entspricht das freimüthig-kühne Wort des jungen Denkers, das er später so ehrenvoll zur Wahrheit machte: „Ich stehe in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütze, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen. Eine Zuversicht von der Art belebt alle unsere Bemühungen und er-

*) „Dies zumeist muß geleistet werden, daß wir nicht nach Art des Viehes der Herde der Vorangegangenen folgen, indem wir nicht dahin schreiten, wohin gegangen werden soll, sondern dahin, wohin man eben geht.“

theilet ihnen einen gewissen Schwung, welcher der Untersuchung der Wahrheit sehr beförderlich ist.... Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen" (Vorrede VII. Werke I. 8). —

In das Jahr 1755 fällt Kants Promotion und Habilitation an der Königsberger Universität. Im ersten Winter 1755—56 erstreckten sich seine Vorlesungen nur auf Mathematik und Physik; im darauffolgenden Semester nahm er Logik und Metaphysik dazu; in den nächsten, außer Ethik, auch physische Geographie, eine Vorlesung, durch welche er dem Uebelstande abhelfen wollte, daß die studierende Jugend „frühe vernünfteln lernt, ohne genugsame historische Kenntnisse, welche die Stelle der Erfahrung vertreten können, zu besitzen" (Werke II. 320). Er richtete auf dieses Kolleg sein vornehmstes Augenmerk und bestrebte sich, die Geographie „im weitesten Verstande zu einem angenehmen und leichten Inbegriff desjenigen zu machen, was sie zu einer praktischen Vernunft vorbereiten und dienen könnte, die Lust rege zu machen, die darinnen erworbenen Kenntnisse immer mehr auszubreiten." (a. a. O.) Man sieht, daß es außer dem Interesse am Stoffe die Einsicht war, daß diese Vorträge eine Lücke des höheren Unterrichts jener Zeit, in welchem die Geographie nur als Gedächtnißwerk vertreten war, ausfüllten, was ihn bestimmte, besonderen Fleiß darauf zu verwenden. Es ist von Interesse, zu verfolgen, welche Umgestaltungen Kant im Laufe seiner Lehrthätigkeit mit dem Gegenstande vornahm. Anfangs behandelte er die physische Geographie im Gegensatze zur mathematischen und politischen und faßte die Naturbeschaffenheit der Erde ins Auge; Werke II. 3; mehr und mehr aber schob sich ihm der Schwerpunkt in das Gebiet des Menschlichen; es wurde ihm die Geographie zu einer „physisch-moralisch- und politischen Disziplin," und er betrachtet den Menschen „nach der Manigfaltigkeit seiner natürlichen Eigenschaften und dem Unterschiede desjenigen, was an ihm moralisch ist," wodurch er „eine große Karte des menschlichen Geschlechts vor die Augen legt", Werke II. 320. Schließlich zweigt sich ihm durch fortgesetzte Erweiterung der letztgenannten Materien von diesen Vorträgen ein selbständiges Kolleg über Anthropologie ab, welche Disziplin Kant späterhin in regelmäßiger Abwechselung mit der physischen Geographie behandelte, vgl. Werke VII. 434 und weiter unten. Dadurch wurde die letztere wieder auf ihren Ausgangspunkt zurückgewiesen. Wir gewinnen ein Bild von der späteren Behandlung des Gegenstandes aus den 1802 mit Kant's Bewilligung durch Rink veröffentlichten Vorlesungen über physische Geographie, Werke VIII. 145 f. Die pädagogischen Früchte der Kantischen Vorträge sind nicht ausgeblieben: es unterliegt keinem Zweifel daß ihnen Herder's bekannte Schulrede: Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie 1789 (Sophron S. 61 f.), welche der Vorläufer der Reform des geographischen Unterrichts ist, den Ursprung verdankt; Herder hörte von 1762 bis 64 bei Kant. Ueber die Einwirkung Kants auf K. Ritter, besonders auf dessen Aufsatz „Ueber den methodischen Unterricht

in der Geographie" in Gutsmuths Zschft. f. Päd. 1806. vergleiche man Lüdde, Geschichte der Methodologie der Erdkunde. S. 31.

Wir besitzen aus Kant's früherer Dozentenzeit mehrere Programme, in denen er seine Vorlesungen ankündigt und sich zum Theil über deren Inhalt und Methode ausläßt. Hier mag der Anfang des Programmes für das Winterhalbjahr 1765—66, Werke II. 313, welcher von besonderem didaktischen Interesse ist, seine Stelle finden:

„Alle Unterweisung der Jugend hat dieses Beschwerliche an sich, daß man genöthigt ist, mit der Einsicht den Jahren vorzueilen, und ohne die Reife des Verstandes abzuwarten, solche Erkenntnisse ertheilen soll, die nach der natürlichen Ordnung nur von einer geübteren und versuchten Vernunft könnten begriffen werden. Daher entspringen die ewigen Vorurtheile der Schulen, welche hartnäckiger und öfters abgeschmackter sind als die gemeinen, und die frühkluge Geschwätzigkeit junger Denker, die blinder ist als irgend anderer Eigendünkel, und unheilbarer, als die Unwissenheit. Gleichwohl ist diese Beschwerlichkeit nicht gänzlich zu vermeiden, weil in dem Zeitalter einer sehr ausgeschmückten bürgerlichen Verfassung die feineren Einsichten zu den Mitteln des Fortkommens gehören, und Bedürfnisse werden, die ihrer Natur nach eigentlich nur zur Zierde des Lebens und gleichsam zum Entbehrlichschönen desselben gezählt werden sollten. Indessen ist es möglich, den öffentlichen Unterricht auch in diesem Stücke nach der Natur mehr zu bequemen, wo nicht mit ihr gänzlich einstimmig zu machen. Denn da der natürliche Fortschritt der menschlichen Erkenntniß dieser ist, daß sich zuerst der Verstand ausbildet indem er durch Erfahrung zu anschauenden Urtheilen und durch diese zu Begriffen gelangt, daß darauf diese Begriffe in Verhältniß mit ihren Gründen und Folgen durch Vernunft und endlich in einem wohlgeordneten Ganzen vermittelst der Wissenschaft erkannt werden, so wird die Unterweisung ebendenselben Weg zu nehmen haben. Von einem Lehrer wird also erwartet, daß er an seinem Zuhörer erstlich den verständigen, dann den vernünftigen Mann, und endlich den Gelehrten bilde. Ein solches Verfahren hat den Vortheil, daß, wenn der Lehrling gleich niemals zu der letzten Stufe gelangen sollte, wie es gemeiniglich geschieht, er dennoch durch die Unterweisung gewonnen hat, und wo nicht für die Schule, doch für das Leben geübter und klüger geworden.

„Wenn man diese Methode umkehrt, so erschnappt der Schüler eine Art von Vernunft, ehe noch der Verstand an ihm ausgebildet wurde, und trägt erborgte Wissenschaft, die an ihm gleichsam nur geklebt, und nicht gewachsen ist, wobei seine Gemüthsfähigkeit noch so unfruchtbar, wie jemals, aber zugleich durch den Wahn von Weisheit viel verderbter geworden ist. Dieses ist die Ursache, weswegen man nicht selten Gelehrte (eigentlich Studierte) antrifft, die wenig Verstand zeigen, und warum die Akademien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken, als irgend ein anderer Stand des gemeinen Wesens.

„Die Regel des Verhaltens also ist diese: zuvörderst den Verstand zu zeitigen und seinen Wachsthum zu beschleunigen, indem man ihn in Erfahrungsurtheilen übt und auf dasjenige achtsam macht, was

ihm die verglichenen Empfindungen seiner Sinne lehren können. Von diesen Urtheilen oder Begriffen soll er zu den höheren und entlegneren keinen kühnen Schwung unternehmen, sondern dahin durch den natürlichen und gebahnten Fußsteig der niedrigern Begriffe gelangen, die ihn allgemach weiter führen; alles aber derjenigen Verstandesfähigkeit gemäß, welche die vorhergehende Uebung in ihm nothwendig hat hervorbringen müssen, und nicht nach derjenigen, die der Lehrer an sich selbsten wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt, und die er auch bei seinem Zuhörer fälschlich voraussetzt. Kurz er soll nicht Gedanken, sondern Denken lernen; man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, wenn man will, daß er in Zukunft von sich selbsten zu gehen geschickt sein soll.

„Eine solche Lehrart erfordert die der Weltweisheit eigene Natur. Da diese aber eigentlich nur eine Beschäftigung für das Mannesalter ist, so ist kein Wunder, daß sich Schwierigkeiten hervorthun, wenn man sie der ungeübteren Jugendfähigkeit bequemen will. Der den Schulunterweisungen entlassene Jüngling war gewohnt zu lernen. Nunmehr denkt er, er werde Philosophie lernen, welches aber unmöglich ist, denn er soll jetzt philosophiren lernen. Ich will mich deutlicher erklären. Alle Wissenschaften, die man im eigentlichen Verstande lernen kann, lassen sich auf zwei Gattungen bringen, die historischen und mathematischen. Zu den erstern gehören, außer der eigentlichen Geschichte, auch die Naturbeschreibung, Sprachkunde, das positive Recht &c. &c. Da nun in allem, was historisch ist, eigene Erfahrung oder fremdes Zeugniß, in dem aber, was mathematisch ist, die Augenscheinlichkeit der Begriffe und die Unfehlbarkeit der Demonstration etwas ausmachen, was in der That gegeben und mithin vorräthig und gleichsam nur aufzunehmen ist; so ist es in beiden möglich zu lernen, d. i. entweder in das Gedächtniß oder den Verstand dasjenige einzudrücken, was als eine schon fertige Disziplin uns vorgelegt werden kann. Um also auch Philosophie zu lernen, müßte allererst eine wirklich vorhanden sein. Man müßte ein Buch vorzeigen und sagen können: sehet, hie ist Weisheit und zuverlässige Einsicht; lernet es verstehen und fassen, bauet künftig darauf, so seid ihr Philosophen. Bis man mir nun ein solches Buch der Weltweisheit zeigen wird, worauf ich mich berufen kann, wie etwa auf den Polyb, um einen Umstand der Geschichte oder auf den Euklides, um einen Satz der Größenlehre zu erläutern, so erlaube man mir zu sagen, daß man des Zutrauens des gemeinen Wesens mißbrauche, wenn man, anstatt die Verstandesfähigkeit der anvertrauten Jugend zu erweitern und sie zur künftig reiferen eigenen Einsicht auszubilden, sie mit einer dem Vorgeben nach schon fertigen Weltweisheit hintergeht, die ihnen zu Gute von andern ausgedacht wäre, woraus ein Blendwerk von Wissenschaft entspringt, das nur an einem gewissen Orte und unter gewissen Leuten für echte Münze gilt, allerwärts sonsten aber verrufen ist. Die eigenthümliche Methode des Unterrichts in der Weltweisheit ist zetetisch, wie sie einige Alte nannten (von ζητεῖν) d. i. forschend und wird nur bei schon geübterer Vernunft in verschiedenen Stücken dog-

matisch d. i. entschieden. Auch soll der philosophische Verfasser, den man etwa bei der Unterweisung zum Grunde legt, nicht wie das Urbild des Urtheils, sondern nur als eine Veranlassung, selbst über ihn, ja sogar wider ihn zu urtheilen, angesehen werden, und die Methode selbst nachzudenken und zu schließen ist es, deren Fertigkeit der Lehrling eigentlicht sucht, die ihm auch nur allein nützlich sein kann, und wovon die etwa zugleich erworbenen entschiedenen Einsichten als zufällige Folgen angesehen werden müssen, zu deren reichem Ueberflusse er nur die fruchtbare Wurzel in sich zu pflanzen hat."

Im Folgenden bemerkt Kant von der Logik, daß sie, insofern sie eine Kritik und Vorschrift des gesunden Verstandes ist, so wie derselbe einerseits an die groben Begriffe und die Unwissenheit, andrerseits aber an die Wissenschaft und Gelehrsamkeit angrenzt, aller akademischen Unterweisung in der Philosophie voranzuschicken sei, gleichsam als „die Quarantaine, welche der Lehrling halten muß, der aus dem Lande des Vorurtheils und des Irrthums in das Gebiet der aufgeklärteren Vernunft und der Wissenschaften übergehen will," a. a. O. 318. In diesem Sinne sind die nachmals an G. B. Jäsche 1800, Werke VIII. S. 3 f., herausgegebenen Vorlesungen angelegt, welche in der Einleitung allgemeine philosophische Vorbegriffe, eine Uebersicht über das Gebiet und die Geschichte der Philosophie, so wie praktische Winke über das Studium enthalten, worauf ein, auf das wichtigste beschränkter, Abriß der Logik folgt.

Ueber seinen Vortrag der Tugendlehre bemerkt Kant weiterhin, er werde „die Methode deutlich machen, nach welcher man den Menschen studieren muß, nicht allein denjenigen, der durch die veränderliche Gestalt, welche ihm sein zufälliger Zustand eindrückt, entstellt und als ein solcher selbst von Philosophen fast jederzeit verkannt worden; sondern die Natur des Menschen, die immer bleibt, und deren eigenthümliche Stelle in der Schöpfung, damit man wisse, welche Vollkommenheit ihm im Stande der rohen, und welche im Stande der weisen Einfalt angemessen sei; was dagegen die Vorschrift seines Verhaltens sei, wenn er, indem er aus beiderlei Grenzen herausgeht, die höchste Stufe der physischen oder moralischen Vortrefflichkeit zu berühren trachtet, aber von beiden mehr oder weniger abweicht."

Wie mächtig Kant's Vorlesungen schon damals auf die Hörer wirkten, davon giebt eine Aeußerung Herder's in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" 1795 (Werke zur Phil. und Gesch. XIV. 47.), der, wie bemerkt, Kant von 1762 bis 64 hörte, Zeugniß. Er schreibt: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirne war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze

Newton's, Kepler's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen=, Völker=, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir." —

Dem damaligen Brauche gemäß legte Kant seinen Vorlesungen bestimmte Lehrbücher zu Grunde, an die er sich jedoch durchaus nicht band; die eigentliche Grundlage für den Vortrag bildeten vielmehr kleine beschriebene Zettel, auf welchen Namen und einzelne Gedanken verzeichnet waren. Diese brachte er ins Auditorium mit und ließ dann seine lebhafte Gedankenentwicklung ihren freien Lauf gehen. Von Interesse ist zu erfahren, daß Kant auch Disputatorien mit den Studierenden hielt; doch scheint er später davon abgegangen zu sein (Reicke a. a. O S. 32).

Der Zuspruch, welchen seine Vorträge bei den Studierenden fanden, war sehr bald ein bedeutender und seine Auditorium oft so überfüllt, daß die Hörer im Korridor ihren Standort zu nehmen gezwungen waren. Zugleich hatte er mit einzelnen seiner Schüler auch einen engern Verkehr, indem ihm eine Art Tutel über dieselben anvertraut war. Wir besitzen ein schönes Zeugniß dafür, wie ideal das Verhältniß war, in welchem der Lehrer und Leiter zu diesem engeren Schüler= oder Jüngerkreise stand: es ist das Trostschreiben, welches Kant, bei dem Tode eines seiner Schüler, Johann Friedrich von Funk 1760 an dessen Mutter richtete, Werke II. 45 f., das hier eine Stelle um so eher verdient, als sich Kant darin, abgesehen von den Aeußerungen in den Programmen, das erste mal über moralisch=religiöse Gegenstände ausspricht. Es lautet:

„Wenn die Menschen unter das Getümmel ihrer Geschäfte und Zerstreuungen gewohnt wären, bisweilen ernsthafte Augenblicke der lehrreichen Betrachtungen zu mengen, dazu sie das tägliche Beispiel der Eitelkeit unserer Absichten in dem Schicksale ihrer Mitbürger auffordert, so würden ihre Freuden vielleicht weniger rauschend sein, aber die Stelle derselben würde eine ruhige Heiterkeit der Seele einnehmen, der keine Zufälle mehr unerwartet sind, und selbst die sanfte Schwermuth, dieses zärtliche Gefühl, davon ein edles Herz aufschwillt, wenn es in einsamer Stille die Nichtswürdigkeit desjenigen erwägt, was bei uns gemeiniglich für groß und wichtig gilt, würde mehr wahre Glückseligkeit enthalten, als die ungestüme Belustigung des Leichtsinnigen und das laute Lachen des Thoren.

„So aber mengt sich der größte Haufen der Menschen sehr be-

gierig in das Gedränge derjenigen, die auf der Brücke, welche die Vorsehung über einen Theil des Abgrundes der Ewigkeit geschlagen hat und die wir Leben heißen, gewissen Wasserblasen nachlaufen, und sich keine Mühe nehmen, auf die Fallbreter acht zu haben, die einen nach dem andern neben ihnen in die Tiefe herabsinken lassen, deren Maß Unendlichkeit ist, und wovon sie selbst endlich mitten in ihrem ungestümen Laufe verschlungen werden. Ein gewisser alter Dichter*) bringt in das Gemälde des menschlichen Lebens einen rührenden Zug, indem er den kaum geborenen Menschen abschildert. Das Kind, spricht er, erfüllt alsbald die Luft mit traurigem Winseln, wie es einer Person zusteht, die in eine Welt treten soll, wo so viel Drangsale auf sie warten. Allein in der Folge der Jahre verbindet dieser Mensch mit der Kunst, sich elend zu machen, noch diejenige, es vor sich selbst zu verbergen, durch die Decke, der er auf die traurigen Gegenstände des Lebens wirft und befleißigt sich einer leichtsinnigen Achtlosigkeit bei der Menge der Uebel, die ihn umgeben und die ihn gleichwohl unwidersetzlich zu einem weit schmerzhafteren Gefühl endlich zurückführen. Ob ihn gleich unter allen Uebeln vor dem Tode am meisten grauet, so scheint er doch auf das Beispiel desselben bei seinen Mitbürgern sehr wenig acht zu haben, außer wenn nähere Verbindungen seine Aufmerksamkeit vorzüglich erwecken. Zu einer Zeit, da ein wüthender Krieg die Riegel des schwarzen Abgrundes eröffnet, um alle Trübsale über das menschliche Geschlecht hervorbrechen zu lassen, da sieht man wohl, wie der gewohnte Anblick der Noth und des Todes denen, die selbst mit beiden bedroht werden, eine kaltsinnige Gleichgültigkeit einflößt, daß sie auf das Schicksal ihrer Brüder wenig acht haben. Allein wenn in ruhiger Stille des bürgerlichen Lebens, aus dem Zirkel derer, die uns entweder nahe angehen, oder die wir lieben, die so viel oder mehr versprechende Hoffnungen hatten, als wir, die mit eben dem Eifer ihren Absichten und Entwürfen nachhängen, als wir thun, wenn diese, sage ich, nach dem Rathschlusse dessen, der allmächtig über alles gebietet, mitten in dem Laufe ihrer Bestrebungen ergriffen werden, wenn der Tod in feierlicher Stille sich dem Siechbette des Kranken nähert, wenn dieser Riese, vor dem die Natur schaudert, mit langsamem Tritt herankommt, um ihn in eisernen Armen einzuschließen, alsdann erwacht wohl das Gefühl derer, die es sonst in Zerstreuungen ersticken. Ein schwermüthiges Gefühl spricht aus dem Inwendigen des Herzens; dasjenige, was in einer Versammlung der Römer einstmals mit so viel Beifall gehört wurde, weil es unserer allgemeinen Empfindung so gemäß ist: ich bin ein Mensch, und was Menschen widerfährt, kann auch mich treffen. Der Freund oder auch der Verwandte spricht zu sich selbst: ich befinde mich im Getümmel von Geschäften und im Gedränge von Lebenspflichten, und mein Freund befand sich vor kurzem auch in denselben, ich genieße meines Lebens ruhig und unbekümmert; aber wer weiß, wie lange? Ich vergnüge mich mit meinen Freunden und suche ihn unter denselben,

---

*) Lucrez. [V. v. 227]. s. u. Anm. 1.

Ihn aber hält am ernsten Orte
Der nichts zurücke läßt
Die Ewigkeit mit starken Armen fest. Haller.

„Zu diesen ernsthaften Gedanken erhebt mich, gnädige Frau, das frühzeitige Absterben Dero würdigen Herrn Sohnes, welchen Sie anjetzt so billig beweinen. Ich empfinde als einer seiner ehemaligen Lehrer diesen Verlust mit schmerzlichem Beileid, ob ich gleich freilich die Größe der Betrübniß schwerlich ausdrücken kann, die diejenigen betreffen muß, welche mit diesem hoffnungsvollen jungen Herrn durch nähere Bande verknüpft waren. Ew. Gnaden werden mir erlauben, daß ich zu diesen wenigen Zeilen, dadurch ich die Achtung auszudrücken trachte, die ich für meinen ehemaligen Zuhörer gehegt habe, noch einige Gedanken beifüge, welche bei dem gegenwärtigen Zustande meines Gemüths in mir aufsteigen.

„Ein jeder Mensch macht sich einen eigenen Plan seiner Bestimmung auf dieser Welt. Geschicklichkeiten, die er erwerben will, Ehre und Gemächlichkeit, die er sich davon aufs Künftige verspricht, dauerhafte Glückseligkeit im ehelichen Leben und eine lange Reihe von Vergnügen oder von Unternehmungen machen die Bilder der Zauberlaterne aus, die er sich sinnreich zeichnet und lebhaft nach einander in seinen Einbildungen spielen läßt; der Tod, der dieses Schattenspiel schließt, zeigt sich nur in dunkler Ferne und wird durch das Licht, das über die angenehmeren Stellen verbreitet ist, verdunkelt und unkenntlich gemacht. Während diesen Träumereien führt uns unser wahres Schicksal ganz andere Wege. Das Loos, das uns wirklich zu Theil wird, sieht demjenigen selten ähnlich, was wir uns versprachen, wir finden uns bei jedem Schritte, den wir thun, in unsern Erwartungen getäuscht, indessen verfolgt gleichwohl die Einbildung ihr Geschäft und ermüdet nicht, neue Entwürfe zu zeichnen, bis der Tod, der noch immer fern zu sein scheint, plötzlich dem ganzen Spiele ein Ende macht. Wenn der Mensch aus dieser Welt der Fabeln, davon er durch Einbildungen selbst Schöpfer ist und darin er sich so gerne aufhält, in diejenige durch den Verstand zurückgeführt wird, darin ihn die Vorsehung wirklich gesetzt hat, so wird er durch einen wundersamen Widerspruch in Verwirrung gesetzt, den er daselbst antrifft, und der seine Pläne gänzlich zunichte macht, indem er seiner Einsicht unauflösliche Räthsel vorlegt. Aufkeimende Verdienste einer hoffnungsvollen Jugend verwelken oft frühzeitig unter der Last schwerer Krankheiten, und ein unwillkommener Tod durchstreicht den ganzen Entwurf der Hoffnung, darauf man gerechnet hatte. Der Mann von Geschicklichkeit, von Verdiensten, von Reichthum ist nicht immer derjenige, welchem die Vorsehung das weiteste Ziel des Lebens gesteckt hat, um die Früchte von allen diesen recht zu genießen. Die Freundschaften, die die zärtlichsten sind, die Ehen, die die meisten Glückseligkeiten versprachen, werden oft durch den frühesten Tod unerbittlich zerrissen, indessen daß Armuth und Elend gemeiniglich an dem Rocken der Parzen einen langen Faden ziehen, und viele nur scheinen sich oder andern zur Plage so lange zu leben. In diesem scheinbaren Widerspruche theilt gleichwohl

der oberste Beherrscher einem jeden das Loos seines Schicksals mit weiser Hand aus. Er verbirgt das Ende unsrer Bestimmung auf dieser Welt in unerforschliche Dunkelheit, macht uns durch Triebe geschäftig, durch Hoffnung getrost und durch die glückliche Unwissenheit des Künftigen eben so beflissen, auf Absichten und Entwürfe zu sinnen, wenn sie bald alle sollen ein Ende haben, als wenn wir uns im Anfange derselben befänden;

„Daß jeder seinen Kreis vollende, den ihm der Himmel ausersehen."
Pope.

„Unter diesen Betrachtungen richtet der Weise (aber wie selten findet sich ein solcher) die Aufmerksamkeit vornehmlich auf seine große Bestimmung jenseits dem Grabe. Er verliert die Verbindlichkeit nicht aus den Augen, die ihm der Posten auferlegt, auf welchen ihn hier die Vorsehung gesetzt hat. Vernünftig in seinen Entwürfen, aber ohne Eigensinn, zuversichtlich auf die Erfüllung seiner Hoffnung, aber ohne Ungeduld, bescheiden in Wünschen, ohne vorzuschreiben, vertrauend ohne zu pochen, ist er eifrig in Leistung seiner Pflichten, aber bereit mit einer christlichen Resignation sich in den Befehl des Höchsten zu ergeben, wenn es ihm gefällt, mitten unter allen diesen Bestrebungen, ihn von der Bühne abzurufen, worauf er gestellt war. Wir finden die Wege der Vorsehung allemal weise und anbetungswürdig in denen Stücken, wo wir sie einigermaßen einsehen können; sollten sie es da nicht noch weit mehr sein, wo wir es nicht können? Ein frühzeitiger Tod derer, von denen wir uns viel schmeichelnde Hoffnung machten, setzt uns in Schrecken; aber wie oft mag nicht dieses eben die größte Gunst des Himmels sein! Bestand nicht manches Menschen Unglück vornehmlich in der Verzögerung des Todes, der gar zu säumig war, nach den rühmlichsten Auftritten des Lebens zu rechter Zeit einen Abschnitt zu machen?

„Es stirbt der hoffnungsvolle Jüngling, und wie viel glauben wir nicht abgebrochener Glückseligkeit bei so frühem Verluste zu vermissen? Allein im Buche der Schicksale lautet es vielleicht anders. Verführungen, die sich schon von ferne erhoben, um eine noch nicht sehr bewährte Tugend zu stürzen, Trübsale und Widerwärtigkeiten, womit die Zukunft drohete, allen diesem entflohe dieser Glückselige, den ein früher Tod in einer gesegneten Stunde hinwegführt; indessen daß Freunde und Verwandte, unwissend des Künftigen, den Verlust derjenigen Jahre beweinen, von denen sie sich einbilden, daß sie das Leben ihres Angehörigen dereinst rühmlich würden gekrönt haben." . . .

Kant giebt darauf eine kurze Schilderung des Charakters des Hnigeschiedenen und schließt:

„Ich überhebe mich der Bemühung Ew. Gnaden weitläuftige Trostgründe in dieser Betrübniß darzulegen. Die demüthige Entsagung unserer eignen Wünsche, wenn es der weisesten Vorsehung gefällt, ein anderes zu beschließen und die christliche Sehnsucht nach einerlei seligem Ziele, zu welchem andere vor uns gelangt sind, vermögen mehr zur Beruhigung des Herzens, als alle Gründe einer trockenen und kraftlosen Beredsamkeit." —

Nachdem Kant nicht weniger als fünfzehn Jahre als Privatdozent gewirkt und sich zweimal vergeblich um eine Professur beworben, erhielt er 1770 den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik an der Universität seiner Vaterstadt, und er hat dieses Amt, gegen wiederholte lockende Anerbieten, die von andern Hochschulen an ihn ergingen, standhaltend, bis an das Ende seines Lebens bekleidet. Seine Vorlesungen gestaltete er als Professor so, daß er die Vorträge über Mathematik und Physik aufgab, dagegen, außer Naturrecht und natürlicher Theologie, Anthropologie und Pädagogik in den Kreis derselben einbezog.

Ueber den Zweck der Vorträge über Anthropologie schreibt er 1773 an seinen Schüler und Freund, den Arzt Marcus Herz in Berlin: „Ich lese in diesem Winter zum zweiten male ein collegium privatum der Anthropologie, welches ich jetzt zu einer ordentlichen akademischen Disziplin zu machen gedenke. (Allein mein Plan ist ganz anders.) Die Absicht, die ich habe, ist, durch dieselbe die Quellen aller Wissenschaften, die der Sitten, der Geschicklichkeit, des Umgangs, der Methode, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen zu eröffnen. Da suche ich (alsdann) mehr phaenomena und ihre Gesetze, als die ersten Gründe der Möglichkeit der Modifikationen der menschlichen Natur überhaupt. Daher die subtile und in meinen Augen auf ewig vergebliche Untersuchung über die Art, wie die Organe des Körpers mit den Gedanken in Verbindung stehen, ganz wegfällt. Ich bin unablässig so bei der Beobachtung, selbst im gemeinen Leben, daß meine Zuhörer vom ersten Anfange bis zum Ende niemals eine trockne, sondern durch den Anlaß, den sie haben, unaufhörlich ihre gewöhnliche Erfahrung mit meinen Bemerkungen zu vergleichen, jederzeit eine unterhaltende Beschäftigung haben. Ich arbeite in Zwischenzeiten daran, aus dieser, in meinen Augen sehr angenehmen Beobachtungslehre eine Vorübung der Geschicklichkeit, der Klugheit und selbst der Weisheit für die akademische Jugend zu machen, welche nebst der physischen Geographie von aller andern Unterweisung unterschieden ist und die Kenntniß der Welt heißen kann.“ Werke VIII. 696. Kant hat diese Vorlesungen von da ab regelmäßig jeden Winter gehalten; eine Nachschrift derselben vom Semester $17^{90}/_{91}$ hat uns Fr. Ch. Starke: „J. Kant's Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß“ 1831 aufbewahrt. Aus denselben Vorlesungen ist Kants Buch „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ 1798 und 1800 hervorgewachsen. Es enthält, wie das Vorherbemerkte erwarten läßt, zahlreiche in das pädagogische Gebiet einschlagende Bemerkungen, welche unten in den Noten zur Pädagogik ihre Stelle finden werden; es hat aber auch als Ganzes ein bedeutendes pädagogisches Interesse, da es zeigt, wie sich Kant den Abschluß der allgemeinen Bildung der Jugend dachte: er theilt hier, wie in seiner Auffassung der Geographie, die encyklopädische Richtung seiner Zeit, nur daß bei ihm das ethische Moment bedeutsam in den Vordergrund tritt: die Weltkunde gipfelt ihm im Menschen und die Menschenkunde in der praktischen Philosophie. In der letzteren weist

er auch Werke VII. 14 der Anthropologie ihren wissenschaftlichen Ort an: sie hat als moralische Anthropologie die subjektiven Bedingungen der Ausführung der Gesetze, welche die Metaphysik der Sitten, als der grundlegende Theil der praktischen Philosophie aufstellt, anzugeben und „die Erzeugung, Ausbreitung und Stärkung moralischer Grundsätze in der Erziehung, der Schul- und Volksbesserung" zu behandeln.

Nicht mit gleicher Regelmäßigkeit hielt Kant die Vorlesungen über Pädagogik („Praktische Anweisung Kinder zu erziehen", in welcher Form sie wenigstens für das Wintersemester 1776/77 angezeigt wurde), die er zunächst nur auf Grund einer äußerlichen Veranlassung in den Kreis seiner Vorträge aufnahm. Es bestand für Königsberg eine ältere Verfügung, nach der alle ordentlichen Professoren der Philosophie gehalten waren, der Reihe nach zweistündig publice über Pädagogik zu lesen, so daß diese Disziplin jedes Semester auf dem Lektionskatalog erschien; erst 1809 wurde, als Herbart den Vortrag der Pädagogik allein auf sich nahm, die Einrichtung aufgehoben. Kant legte für diese Vorträge seit 1780 das derzeit erschienene „Lehrbuch der Erziehungskunst" seines Kollegen, des Theologen Bock, welches in dem Sinne von J. P. Müllers: „Grundsätzen einer weisen und christlichen Erziehung" geschrieben ist, zu Grunde, ohne sich jedoch weder in den Grundsätzen, noch in der Darstellung irgend daran zu binden — war ihm doch die freie Behandlung der Lehrbücher, wie er sie als Privatdozent geübt hatte, von der Regierung ausnahmsweise und ausdrücklich gestattet worden, als diese die übrigen Professoren anhielt, sich streng an die Leitfäden zu halten.*) Die Blätter, auf welche Kant seine Bemerkungen für dieses Kolleg niedergeschrieben, ließ er in seinen letzten Lebensjahren durch seinen vormaligen Schüler Rink**) sichten und ordnen, was dieser (schlecht genug) ausführte, um sie 1803 in dem Büchlein: „Immanuel Kant über Pädagogik" abzudrucken. Was uns in diesem vorliegt, sind Notizen von lockerem Zusammenhang, nicht ohne Wiederholungen und einzelne Widersprüche. Sie stammen, wie es scheint, aus den letzten siebziger und ersten achtziger Jahren; jedenfalls fallen sie, wie innere Gründe ergeben (s. d. Anm.) vor die Abfassung der Hauptwerke zur praktischen Philosophie, an welche Kant 1785 ging. Dem Werthe nach sind sie sehr ungleich; einzelne sind Reminiszenzen aus Kant's Erzieherzeit, andere Lesefrüchte aus pädagogischen und verwandten Schriften, wieder andere Wiederholungen von Gedanken der anthropologischen Vorlesungen; einzelne dagegen zeigen eine Tiefe, wie sie Kants durchaus würdig ist. So formlos das Ganze erscheint, so verdient es doch sehr wohl den Lobspruch, welchen ihm der Wittenberg.-Halle'sche Jurist K. Sal. Zachariä ertheilt, der es in seinen „Vierzig Büchern vom Staate" 1820 einen liber aureus nennt; es haben

*) Schubert, Leben Kants S. 64.

**) Fr. Theod. Rink studirte von 1786 bis 1789 in Königsberg, ging dann nach Leyden, kehrte 1792 zurück und war einer der Tischgenossen Kants in dieser Zeit. 1795 habilitirte er sich, wurde 1798 Professor der Theologie und 1801 Prediger in Danzig; er starb 1811.

daraus nicht nur Niemeyer, Milde, Sailer u. a. geschöpft, sondern auch Herbart, wie dies mehrere Stellen seiner pädagogischen Schriften zeigen. (S. Anm. 19, 32, 35.) Man kann nur bedauern, daß Rink auf seine Aufgabe nicht mehr Sorgfalt verwendet und unterlassen hat, aus nachgeschriebenen Kollegienheften Ergänzungen beizugeben. Was er in seinen Anmerkungen beifügt, ist ganz äußerliche Zuthat und trägt hier nicht einmal zur Erklärung bei, weshalb der Abdruck derselben unterblieben ist; ebenso sind die Rink'schen Ueberschriften, die zum Theil an falscher Stelle stehen, weggelassen, dagegen ist durch Markiren der Schlagworte die Uebersichtlichkeit erhöht. Umstellungen sind nur in einem Falle, wo dieselbe durchaus erforderlich war, vorgenommen worden.

Die Pflicht des Amtes war für Kant nur die äußere Veranlassung, der Pädagogik seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; schon vorher hatte ihn das Interesse am Gegenstande dazu getrieben. Abgesehen davon, daß ihn schon seine Auffassung der Anthropologie auf die Erziehung hinwies und daß sein Lieblingsschriftsteller Montaigne ihm Anregung gewährte, war es besonders Rousseau's Emil, der ihn veranlaßte über die Erziehung zu reflektiren. Von der Lektüre dieses Buches wurde Kant so lebhaft ergriffen, daß er — was bei ihm, der mit der peinlichsten Strenge seine Tagesbeschäftigung eintheilte, viel sagen will — ihr seinen täglichen Spaziergang zum Opfer brachte.*) Welchen Einfluß Rousseau auf Kant überhaupt nahm, zu untersuchen, wäre eine selbständige lohnende Aufgabe — es müßte dabei nicht nur Kants Erziehungs- und Staatslehre, sondern auch seine Lehre über das Schöne insbesondere das Naturschöne in Betracht gezogen werden, — hier genüge es, einige auf Rousseau bezügliche Bemerkungen Kant's mitzutheilen, welche theils das Pädagogische betreffen, theils für den Pädagogen werthvolle Winke zu fruchtbarer Lektüre Rousseau's geben.

Die ältesten Aeußerungen Kant's über Rousseau finden sich in seinem Nachlasse; Werke VIII. 624 heißt es: „Der erste Eindruck, den ein Leser, welcher nicht bloß aus Eitelkeit und zum Zeitvertreib liest, von den Schriften des J. J. Rousseau bekommt, ist, daß er eine ungemeine Scharfsinnigkeit des Geistes, einen edlen Schwung des Genius und eine gefühlvolle Seele in einem so hohem Grade antrifft, als vielleicht niemals irgend ein Schriftsteller, von welchem Zeitalter oder von welchem Volke er auch sei, vereint mag besessen haben; der Eindruck der hiernächst folgt, ist die Befremdung an seltsamen und widersinnigen Meinungen, die demjenigen, was allgemein gangbar ist, so sehr entgegenstehen, daß man leichtlich auf die Vermuthung gerathet, der Verfasser habe vermöge seiner außerordentlichen Talente und Zauberkraft der Beredsamkeit nur beweisen und den Sonderling machen wollen, welcher durch eine einnehmende und überraschende Neuheit über alle Nebenbuhler des Witzes hervorstehe" und S. 618: „Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit des

*) Rosenkranz, Geschichte d. Kant'schen Philos. 1840. S. 32.

Ausdrucks gar nicht mehr stört, nur dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen". Ferner S. 630: „Newton sah zu allererst Ordnung und Regelmäßigkeit mit großer Einfachheit verbunden, wo vor ihm Unordnung und schlimm gepaarte Manigfaltigkeit anzutreffen waren und seitdem laufen Kometen in geometrischen Bahnen. Rousseau entdeckte zu allererst unter der Manigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen gerechtfertigt wird." — und kurz aber vielsagend S. 612: „Rousseau's Buch dient die Alten zu bessern."

In dem Aufsatze „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" 1786 Werke IV. 322 und in der Anthropologie, Werke VII. 651, sucht Kant den Zusammenhang des Emil mit Rousseau's früheren Schriften festzustellen; es heißt an ersterer Stelle: „Die oft mißgedeuteten, dem Scheine nach einander widerstreitenden Behauptungen des berühmten J. J. Rousseau kann man unter sich und mit der Vernunft in Einstimmung bringen. In seiner Schrift über den Einfluß der Wissenschaften und der über die Ungleichheit der Menschen zeigt er ganz richtig den unvermeidlichen Widerstreit der Kultur mit der Natur des menschlichen Geschlechts, als einer physischen Gattung, in welcher jedes Individuum seine Bestimmung ganz erreichen sollte, in seinem Emil aber, seinem gesellschaftlichen Kontrakte und anderen Schriften sucht er wieder das schwere Problen aufzulösen: wie die Kultur fortgehen müsse, um die Anlagen der Menschheit, als einer sittlichen Gattung, zu ihrer Bestimmung gehörig zu entwickeln, so daß diese jener als Naturgattung nicht mehr widerstreite. Aus welchem Widerstreit (da die Kultur, nach wahren Prinzipien der Erziehung zum Menschen und Bürger, zugleich, vielleicht noch nicht recht angefangen, viel weniger vollendet ist) alle wahre Uebel entspringen, die das menschliche Leben drücken, und alle Laster, die es verunehren; indessen daß die Anreize zu den letzteren, denen man desfalls Schuld giebt, an sich gut und als Naturanlagen zweckmäßig sind, diese Anlagen aber, da sie auf den bloßen Naturzustand gestellt waren, durch die fortgehende Kultur Abbruch leiden und dieser dagegen Abbruch thun, bis vollkommene Kunst wieder Natur wird, als welches das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung der Menschengattung ist." Und in der zweitgenannten Stelle: „Man darf eben nicht die hypochondrische (übellaunige) Schilderung, die Rousseau vom Menschengeschlecht macht, das aus dem Naturzustande herauszugehen wagt, für Anpreisung wieder dahin ein- und in die Wälder zurückzukehren, als dessen wirkliche Meinung annehmen, womit er die Schwierigkeit für unsere Gattung, in das Geleis der kontinuirlichen Annäherung zu ihrer Bestimmung zu kommen, ausdrückte; man darf sie nicht aus der Luft greifen; — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde. Seine drei Schriften, von dem Schaden, den 1) Der Ausgang aus der Natur in die Kultur unserer Gattung, durch Schwächung unserer Kraft; 2) die Zivilisirung, durch Un-

gleichheit und wechselseitige Unterdrückung 3) die vermeinte Moralisirung durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart angerichtet hat: — diese drei Schriften sage ich, welche den Naturzustand gleich als einen Stand der Unschuld vorstellig machten (wohin wieder zurückzukehren der Thorwächter eines Paradieses mit feurigem Schwert verhindert) sollte nur seinem Sozialkontrakt, seinem Emil und seinem savoyardischen Vikar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsal der Uebel sich herauszufinden, womit sich unsere Gattung durch ihre eigene Schuld umgeben hat. — Rousseau wollte im Grunde nicht, daß der Mensch wiederum in den Naturzustand zurückgehen, sondern von der Stufe, auf der er jetzt steht, dahin zurücksehen sollte."

Besonders tief ergriff Kant die Rousseau'sche Auffassung des Volkes als Kernes der Menschheit, er dankt sie ihm in folgenden schönen Worten des Nachlasses, Werke VIII. 624: „Man muß die Jugend lehren, den gemeinen Verstand in Ehren zu halten, sowohl durch moralische als durch logische Gründe. — Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntniß und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, aber auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet, ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Werth geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen."

Für die Erziehung adoptirte er von Rousseau unter anderm das Prinzip der Abhärtung und der Einschränkung der Bedürfnisse; er bemerkt im Nachlasse, Werke VIII. 611: „Die Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus, als die Liederlichkeit," und ebenda S. 616: „Der Mensch nimmt nicht eher Antheil an anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, daß er mit wenigem zufrieden sei, so werdet ihr gütige Menschen machen; sonst ist es umsonst. Die allgemeine Menschenliebe hat etwas Hohes und Edles an sich, aber sie ist chimärisch. So lange man so sehr selbst von Sachen abhängig ist, kann man nicht an anderer Glück theilnehmen." Daß Kant auch im Unterricht nach Rousseau'scher Weise den Weg der Natur suchte, beweisen die einleitenden Worte seines Programms von 1765/66, oben S 12. Rousseau's geistreiche Vorschläge für den ersten Naturunterricht regten Kant sogar an, gemeinsam mit seinem Freunde Hamann eine Physik für Kinder zu schreiben, welcher Gedanke jedoch unausgeführt blieb.*)

Daß Kant Rousseau's pädagogische Ideen nicht für so chimärisch hielt, wie sie vielen der Zeitgenossen vorkommen, zeigt ein kleiner Aufsatz über ein halbwildes Naturkind, das im Jahre 1764 mit dem so=

*) Rosenkränz, Gesch. der Kant. Phil. S. 107.

genannten Ziegenpropheten in Königsberg auftauchte und für welches Kant lebhaftes Interesse nahm; er nennt es daselbst Werke II. 209 „ein vollkommenes Kind in demjenigen Verstande, wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn Rousseau den schönen Hirngespinsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte.“ — Beachtenswerth ist der Vorschlag Kant's, über die Weise, wie Rousseau's Einzelerziehung in die Schulerziehung übergeführt werden könne. Er sagt im Nachlaß, Werke VIII. 618: „Es ist unnatürlich, daß ein Mensch sein Leben großentheils zubringen soll, um einem Kinde zu lehren, wie es dereinst leben soll. Dergleichen Hofmeister als Jean Jacques sind demnach erkünstelt. Im einfachen Zustande werden einem Kinde nur wenige Dienste geleistet; sobald es ein wenig Kräfte hat, thut es selbst kleine nützliche Handlungen des Erwachsenen, wie bei Landleuten oder den Handwerkern, und lernt allmählich das Uebrige. Es ist indessen geziemend, daß ein Mensch sein Leben verwende, um viele zugleich leben zu lehren, daß dann die Aufopferung seines eigenen Lebens dagegen nicht zu rechnen ist. Schulen sind daher nöthig; damit sie aber möglich werden, muß man Emile ziehen. Es wäre zu wünschen, daß Rousseau zeigte, wie daraus Schulen entspringen könnten. Prediger auf dem Lande können dies mit ihren eigenen Kindern und denen ihrer Nachbarn anfangen.“

Worin sich Kant später von Rousseau wesentlich entfernte, wird weiter unten anzugeben sein.

Mit lebhafter Theilnahme erfüllten Kant auch die Bestrebungen Basedow's. Er übernahm nicht nur die Pränumeration auf die Basedow-Campe'schen „Pädagogischen Unterhandlungen“, sondern veröffentlichte auch in den „Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen“ 1777 St. 25 einen Aufruf, welcher der Sache Freunde werben sollte; auch heißt es (Reicke a. a. O. S. 17), daß er über einige dahin einschlagenden Schriften Rezensionen geschrieben habe, die sich jedoch nicht ausmitteln lassen (s. u.). Der Aufruf ist durch K. v. Raumer der Vergessenheit entrissen worden, der ihn in seiner Geschichte der Pädagogik II. 87. abdruckte. Er lautet:

An das gemeine Wesen.

„Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohlgemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stücke zu Diensten zu sein; und gleichwohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß, weil alles darin der Natur entgegenarbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir thierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in Kurzem ganz andre Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwang käme, die weislich aus der

Natur selbst gezogen und nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeitalter sklavisch nachgeahmet worden.

„Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll; weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind, und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehört nichts weiter, als nur eine Schule, die nach der echten Methode vom Grunde aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmüthigem Eifer bearbeitet, und während ihrem Fortschritte zur Vollkommenheit von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beobachtet und beurtheilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde, bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde.

„Eine solche Schule ist nicht bloß vor die, welche sie erzieht, sondern, welches unendlich wichtiger ist, durch diejenigen, denen sie Gelegenheit giebt, sich nach und nach in großer Zahl bei ihr nach der wahren Erziehungsmethode zu Lehrern zu bilden, ein Samenkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wohlunterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken werden.

„Die Bemühungen des gemeinen Wesens aller Länder sollten nun darauf zuerst gerichtet sein, einer solchen Musterschule von allen Orten und Enden Handreichung zu thun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich selbst schon die Quellen enthält. Denn ihre Einrichtung und Anlage sofort in andern Ländern nachahmen zu wollen, und sie selbst, die das erste vollständige Beispiel und Pflanzschule der guten Erziehung werden soll, indessen unter Mangel und Hindernissen in ihrem Fortschritt zur Vollkommenheit aufhalten, das heißt so viel als den Samen vor der Reife aussäen, um hernach Unkraut zu ernten.

„Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr bloß eine schöne Idee, sondern zeigt sich mit sichtbaren Beweisen der Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in thätigen und sichtbaren Beweisen. Gewiß, eine Erscheinung unserer Zeit, die obzwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird.

„Der öffentliche Ruf und vornehmlich die vereinigte Stimme gewissenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern, werden die Leser dieser Zeitung schon das Dessauische Edukationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelehrt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt; wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es seiner Einrichtung gemäß, alle ihm im An=

fange etwa noch anhängende Fehler natürlicher Weise von selbst abwerfen muß. Die dawider sich hie oder da regende Anfälle und bisweilen Schmähschriften (deren eine, nämlich die Mangelsdorfische neuerlich von Herrn Basedow mit der eigenthümlichen Würde der Rechtschaffenheit beantwortet worden) sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste vertheidigenden alten Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute, die auf alles, was sich als gut und edel ankündigt, jederzeit hämische Blicke werfen, vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte.

„Diesem Institute nun, welches der Menschheit, und also der Theilnehmung jedes Weltbürgers gewidmet ist, einige Hülfe zu leisten (welche einzeln nur klein, aber durch die Menge wichtig werden kann), wird jetzt die Gelegenheit dargeboten. Wollte man seine Erfindungskraft anstrengen, um eine Gelegenheit zu erdenken, wo, durch einen geringen Beitrag, das größtmögliche, dauerhafteste und allgemeine Gute befördert werden könnte, so müßte es doch diejenige sein, da der Same des Guten selbst, damit er sich mit der Zeit verbreite und verewige, gepflegt und unterhalten werden kann.

„Diesen Begriffen und der guten Meinung zu Folge, die wir uns von der Zahl wohldenkender Personen unseres gemeinen Wesens machen, beziehen wir uns auf das 21ste Stück dieser gelehrten und politischen Zeitung, zusammt der Beilage und sehen einer zahlreichen Pränumeration entgegen: von allen Herrn des geistlichen und Schulstandes, von Eltern überhaupt, denen was zu besserer Bildung ihrer Kinder dient, nicht gleichgültig sein kann, ja selbst von denen, die, ob sie gleich nicht Kinder haben, doch ehedem als Kinder Erziehung genossen, und eben darum die Verbindlichkeit erkennen werden, wo nicht zur Vermehrung, doch wenigstens zur Bildung der Menschen das Ihrige beizutragen.

„Auf diese von dem Dessauischen Edukationsinstitut herauskommende Monatsschrift unter dem Titel: Pädagogische Unterhandlungen wird nun die Pränumeration mit 2 Thlr. 10 Gr. unsers Geldes angenommen. Aber da, wegen der noch nicht zu bestimmenden Bogenzahl, am Ende des Jahres einiger Nachschuß verlangt werden könnte, so würde es vielleicht am besten sein (doch wird dies jedermanns Belieben anheim gestellt), der Beförderung dieses Werks einen Dukaten pränumerationsweise zu widmen, wo alsdann jedem, der es verlangen würde, der Ueberschuß richtig zurückbezahlt werden soll; denn gedachtes Institut macht sich die Hoffnung, daß es viele edeldenkende Personen in allen Ländern gebe, die eine solche Gelegenheit willig ergreifen würden, um bei dieser Veranlassung über das Pränumerationsquantum, noch ein freiwilliges kleines Geschenk, als einen Beitrag zur Unterstützung des seiner Vollkommenheit nahen, aber durch den erwarteten Beistand nicht bei Zeiten fortgeholfenen Instituts hinzuzufügen. Denn da, wie Herr O. C. R. Büsching (wöchentliche Nachrichten 1776 Stück 16) sagt, die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld zu haben scheinen, so wird es doch

endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben soll, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit durch großmüthigen Beitrag selbst zu befördern.

„[Die Pränumeration hiesiges Orts wird bei Herrn Prof. Kant in den Vormittagsstunden von 10 bis Nachmittags gegen 1 Uhr und in der Kanter'schen Buchhandlung zu aller Zeit gegen Pränumerationsschein abgegeben]." — K.

Außer diesem Aufsatze, sind in Rud. Reicke's „Kantiana" S. 70—72 und 76—81 noch zwei andere anonyme, von demselben Gegenstande handelnde Artikel aus der nämlichen Zeitung abgedruckt und als „unzweifelhaft echte Beiträge zu Kants Schriften" bezeichnet; Hartenstein reproduzirt dieselben in seiner Gesammtausgabe 1867—68 Band II. S. 455 und 460, äußert aber daselbst S. XI. inbetreff des zweiten, der das Datum 1778 trägt, Zweifel, ob er Kant zuzusprechen sei, und überläßt inbezug auf den ersten vom Jahre 1776 dem subjektiven Gefühl die Entscheidung über die Echtheit. So ungern man Reicke, als einem bewährten Kenner Kant's, widersprechen mag, so läßt doch eine sorgfältige Prüfung die Unechtheit beider Artikel als kaum zweifelhaft erscheinen. Die Lobsprüche, welche in dem ersten dem Geiste Basedow's ertheilt werden, wird man wohl Kant nicht zuschreiben dürfen, von dem sein Biograph Schubert*) erzählt, er habe Basedow's „Philalethie, neue Aussichten in die Wahrheiten der Religion und Vernunft" benutzt, sich des Abends sänftiglich einzuschläfern. Auch sind Sätze wie: „Das Gute hat eine unwiderstehliche Gewalt, wenn es angeschauet wird", unkantisch. Der zweite der genannten Aufsätze erweist sich durch seine breite Redseligkeit und durch seinen theatralischen Schluß, in welchem das Philontropin monologisirend eingeführt wird, als durchaus unkantisch.

Daß Kant die Schicksale des Philanthropin mit regem Interesse verfolgte, zeigt ein Brief, den er an den Hofprediger Crichton in Königsberg im Jahre 1778 richtete. Werke VIII. 724. Der Anfang desselben lautet: „Von Ew. Hochehrwürden darf ich mir ohne Bedenken an der Erhaltung und Beförderung einer für das Weltbeste gemachten Anstalt den größten und mitwirkenden Antheil versprechen, sobald Sie sich von deren Nützlichkeit überzeugt haben. Das von Basedow angefangene Institut, welches jetzt unter der völligen Direktion des Hrn. Wolke steht,**) hat unter diesem unermüdeten und für die Reform des Edukationswesens geschaffenen Mann eine neue Gestalt gewonnen, wie die neuen vom Philanthropin herausgegebene Nachrichten, die ich zuzuschicken die Ehre haben werde, ungezweifelt zu erkennen geben. Nach dem Abgange einiger sonst wohlgesinnter, übrigens aber etwas schwärmender Köpfe, sind alle Stellen mit ausgesuchten Schulmännern besetzt, und die neuen jetzt mehr geläuterten Ideen mit dem, was die alte Erziehungsart Nützliches hatte, in feste Verbindung ge-

*) Leben Kant's S. 97.

**) Basedow hatte die Oberleitung schon Dezember 1776, die Kuratur Ostern 1778 niedergelegt.

bracht. Die Welt fühlt jetziger Zeit die Nothwendigkeit der verbesserten Erziehung lebhaft; aber verschiedene deshalb gemachte Versuche wollten nicht gelingen. Die des F. von Salis und die Bahrdt'sche haben aufgehört.*) Und nun steht allein das Dessau'sche Institut; sicherlich bloß deswegen, weil es den, durch keine Hindernisse abzuschreckenden, bescheidenen und unbeschreiblich thätigen Wolke an seiner Spitze hat, der überdem die seltene Gemüthsart hat, seinem Plan ohne Eigensinn treu zu bleiben, und unter dessen Aufsicht diese Anstalt mit der Zeit die Stammmutter aller guten Schulen in der Welt werden muß, wenn man ihr nur im Anfang von außen Beistand und Aufmunterung leisten will." Im Folgenden bittet Kant den Prediger, an seiner Statt die weiteren Aufforderungen an das Publikum ergehen zu lassen, da sein Name mehr wirken werde und schließt: „Da ich nicht zweifle, daß Ew. Hochehrwürden in Ansehung dessen, was vordem an diesem Institute nicht völlig Ihren Beifall erwarb, durch die neue und schön befestigte Anordnung desselben werden befriedigt werden, und ich unter solchen Umständen Ihres theilnehmenden Eifers an einer so ausgebreitet nützlichen Anstalt gewiß bin, so besorge ich nicht, daß diese meine Zumuthung von Denselben werde übel aufgenommen werden, der ich übrigens mit größester Hochachtung bin" u. s. w.

Mehr noch als für Wolke interessirte sich Kant für Campe, den er nach Königsberg zu ziehen suchte. Sein an denselben gerichteter Brief vom 31. Oktober 1777, mitgetheilt von H. Hettner in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1872 S. 128 verdient hier eine Stelle:

„Verehrungswürdiger Freund! Mit dem größesten Bedauern habe ich die Entschließung vernommen, die Ihnen die Sorge vor die Selbsterhaltung abgedrungen hat, das Philanthropin seinem Schicksale zu überlassen und sich mit den Ihrigen vor dem Untergang zu retten. Welche Vorstellung muß man sich von der menschlichen Natur oder vielmehr von der äußersten Verwahrlosung derselben machen, wenn das Publikum unsrer Zeit es mit Gleichgültigkeit ansehen kann, daß ihm zum Besten vereinigte Männer unter der Last der Arbeiten aus Mangel einer Unterstützung erliegen müssen? Jetzt ist die Frage, ob, wenn Sie ihre Kräfte und Munterkeit des Geistes, wie ich hoffe, völlig wieder hergestellt haben werden, das Philanthropin bessere Zeiten und hinreichende Unterstützung erhalten haben wird, so daß Sie hoffen können, in gemächlichere und weniger erschöpfende Arbeit wiederum einzutreten. Ist dieses, so werden um der Wichtigkeit des Instituts willen, dem Sie sich so uneigennützig gewidmet haben, alle Rechtschaffene wünschen, daß Sie sich diese Erholung bis so lange erlauben, um eine, menschlichen Kräften mehr angemessene, Arbeit bald darauf mit erneuerter Munterkeit vorzunehmen. Sollte dieses aber, wie ich traurig besorge, nicht mit Grund, wenigstens so bald nicht, zu

---

*) Die von Salis und Bahrdt gegründete Anstalt in Marschlins dauerte nur von 1775 bis 1776; die von Bahrdt zu Heidesheim errichtete Anstalt wurde '77 eingeweiht und 1779 geschlossen.

hoffen sein, würde es dann wohl rathsam sein, diese Zeit hindurch mit dem Mangel zu kämpfen, um nach einiger Ruhe wiederum eben dieselbe erschöpfende Arbeit zu übernehmen? So herzlich meine Wünsche auch auf das Beste des Philanthropins gehen, so scheint mir doch, daß man lieber den Mann erhalten, als in ihm dem Institute ein am Ende doch fruchtloses Opfer bringen müsse." Der Antrag, den Kant mit den letzten Worten einleitet, ist der, Campe solle Schritte thun, um die erledigte Stellung des Generalsuperintendenten für Ost- und Westpreußen zu erhalten, welche „dem der sie bekleidet, den größten Einfluß auf die Verbesserung des Schulwesens im Lande giebt, wenn er in Ansehung desselben Einsichten hat und sich damit befassen will." — Campe nahm das Anerbieten bekanntlich nicht an, da es seiner religiösen Denkart widerstrebte, ein geistliches Amt zu bekleiden.

Daß Kant übrigens gegen die Mängel der philanthropinistischen Erziehungsweise nicht blind war, beweisen mehrere Aeußerungen in seinen Vorlesungen über Pädagogik; daß er aber diese Mängel so gering anschlug in Vergleich zu dem Guten, welches er in diesen höchst einseitigen Bestrebungen zu erkennen glaubte, erklärt sich aus der damaligen Zeitrichtung; haben doch auch Männer wie der große Mathematiker Euler, der Gefühlsphilosoph Jacobi, der idealdenkende Iselin Basedow hoffnungsvoll begrüßt, und nimmt noch Herbart die Erziehungsrevisoren vor den Angriffen Niethammer's und Schwarz's warm in Schutz. —

Daß Kant in den siebziger Jahren zu einem oder mehreren Aufsätzen über das Philanthropin und zu andern Mühwaltungen für dasselbe Zeit fand, beweist um so mehr sein lebhaftes Interesse für den Gegenstand, als er in jener Periode von der angestrengtesten Gedankenarbeit in Anspruch genommen war: es galt ihm die Durchführung der Reform der Metaphysik, wie er sie in der Schrift de mundi sensibilis et intelligibilis forma atque principiis, mit welcher er seine Professur angetreten, das erste mal angedeutet hatte. Seine brieflichen Aeußerungen darüber werfen auf sein inneres Leben und seinen Charakter ein helles Licht, und es mögen darum einige hier ihre Stelle finden. Er schreibt 1773 an seinen Freund Herz: „Sie suchen im Meßkatalog fleißig, aber vergeblich nach einem gewissen Namen unter dem Buchstaben K. Es wäre mir nach der vielen Bemühung, die ich mir gegeben habe, nichts leichter gewesen, als ihn darin mit nicht unbeträchtlichen Arbeiten, die ich beinahe fertig liegen habe, paradiren zu lassen. Allein da ich einmal in meiner Absicht, eine so lange von der Hälfte der philosophischen Welt umsonst bearbeitete Wissenschaft umzuschaffen, so weitgekommen bin, daß ich mich in dem Besitz eines Lehrbegriffs sehe, der das bisherige Räthsel völlig aufschließt und das Verfahren der sich selbst isolirenden Vernunft unter sichere und in der Anwendung leichte Regeln bringt, so bleibe ich nun mehr halsstarrig bei meinem Vorsatz, mich keinen Autorkitzel verleiten zu lassen, in einem leichteren und beliebteren Felde Ruhm zu suchen, ehe ich meinen dornigen und harten Boden eben und zur

allgemeinen Bearbeitung frei gemacht habe. Ich glaube nicht, daß es viele versucht haben, eine ganz neue Wissenschaft der Idee nach zu entwerfen und sie zugleich völlig auszuführen. Was aber das in Ansehung der Methode der Eintheilungen, der genau angemessenen Benennungen für Mühe macht und wie viel Zeit darauf verwendet werden muß, werden Sie sich kaum einbilden können. Es leuchtet mir aber dafür die Hoffnung entgegen, die ich niemand außer Ihnen ohne Besorgniß, der größesten Eitelkeit verdächtig zu werden, eröffne, nämlich der Philosophie dadurch auf eine dauerhafte Art eine andere und für Religion und Sitten weit vortheilhaftere Wendung, zugleich aber auch ihr dadurch die Gestalt zu geben, die den spröden Mathematiker anlocken kann, sie seiner Beachtung fähig und würdig zu halten." Werke VIII. 695. Er hofft bis Ostern das Werk vollenden zu können, allein es hat sich buchstäblich das horazische nonum prematur in annum erfüllt: die Kritik der reinen Vernunft, denn um diese handelt es sich, erschien erst 1781, mit Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" und Schiller's „Räubern" in demselben Jahre. Den Inhalt des tiefsinnigen Werkes, auf den die obige briefliche Aeußerung schon hindeutet, hat Kant in den Satz zusammengedrängt: „Gegenstände der Sinne (der äußern sowohl als des innern) können wir nie anders erkennen als bloß, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind; übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unseres theoretischen Erkenntnisses; da aber doch die Idee derselben wenigstens als problematisch nicht umgangen werden kann, weil dem Sinnlichen sonst ein Gegenstück des Nichtsinnlichen fehlen würde, so wird das Letztere zum reinen (von allen empirischen Bedingungen abgelösten) praktischen Erkenntnisse, für das theoretische aber als transzendent bezeichnet werden müssen." Werke VIII. 809. In populärer Form hat Kant nachmals in den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik" 1783, Werke IV. S. 3 f. und dem Aufsatze: „Was heißt sich im Denken orientiren?" 1786 Werke IV. S. 337 f. die Hauptgedanken seiner Vernunftkritik reproduzirt.

Pädagogische Reflexionen bieten weder das Hauptwerk, noch die zuletzt genannten Schriften dar, und obwohl sie Philosopheme enthalten, die, auf die Erziehungslehre angewandt, für diese von tiefgreifender Bedeutung sind, so hat Kant doch diese Anwendung unterlassen, und es genügt daher an dieser Stelle das Obenbemerkte.

Eine um so größere pädagogische Bedeutung haben Kants Schriften zur praktischen Philosophie, die sich nunmehr in rascher Folge dem bahnbrechenden Werke anschlossen: 1785 folgte die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" und 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft." Beide Schriften berühren nicht nur Fragen der Erziehung, sondern haben selbst eine eminent erziehende Einwirkung auf jüngere und ältere Zeitgenossen ausgeübt. Es mag dies durch einige Aeußerungen verschiedener Männer Beleg erhalten. Herbart, der als sechszehnjähriger Jüngling Kants Ethik zuerst kennen lernte, schreibt ein Menschenalter später im Jahre 1822

darüber, Werke XII. 462. in einer Rezension über ein Beneke'sches Buch Folgendes: „Gewiß befinden sich noch manche Zeitgenossen in gleichem Falle mit dem Rezensenten, der niemals den Eindruck vergessen wird, welchen vor dreißig Jahren Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten auf ihn machte, nachdem er zuvor in den Jünglingsjahren einen Unterricht in allerlei Formen, des vor Kant üblichen, veredelten und insbesondere durch religiöse Vorstellungen verbesserten Eudämonismus empfangen hatte. Dieser Eudämonismus, welcher mäßigen und gegen Gott dankbaren Genuß der in der Natur bereiteten Freuden empfahl und welcher hinwies auf ein künftiges Dasein, worin Lohn und Strafe gespendet werde nach Verdienst und nach Empfänglichkeit, — diese Lehre von einer mehr geistigen, als sinnlichen Glückseligkeit machte den Menschen wahrlich nicht schlecht; sie ließ ihn nicht ohne Unterricht über das Gute und Schöne, aber sie stellte daneben das Angenehme und das Nützliche; sie veranlaßte den Menschen zu wählen, oder, falls er es könne, mehreres zu verbinden; — nur eins fehlte: sie ließ den, welcher nicht wählen kann, in seiner Unschlüssigkeit stehen: sie trieb ihn nicht zur Entscheidung. Nun bedarf aber der gewöhnliche Mensch gerade in diesem Punkte gar sehr der Autorität. Es bedarf einer Lehre, die ein Machtwort spreche und ihm sage: Du sollst wählen! Du sollst so und nicht anders wählen! Je rücksichtsloser dieser kategorische Imperativ ausgesprochen wird, je mehr er die Verknüpfung mit Lohn und Strafe verschmäht, desto mehr beschleunigt er die Wahl, desto entschiedener wird die Losreißung von allem, was das Interesse theilen würde; und um desto höher achtet der Mensch sich selbst in dem Gefühle einer selbsterrungenen Freiheit, die ihm unverlierbar scheint, weil sie rein innerlich ist; in welcher überdies die eigenste und stärkste Thatkraft des Ich hervorzutreten scheint, da der Entschluß, auf welchem sie beruht, alles mögliche einzelne durch Sinnengegenstände hervorgerufene Wollen umfaßt und es im Voraus für alle künftigen Zeiten sich unterordnet. Diese Ansicht gewährte Kant; diese Gesinnung ergriff viele der bessern Menschen."

Der nur wenig ältere Joh. Benj. Erhard äußert sich 1805 in seiner Selbstbiographie (Schubert, Leben Kant's S. 111) wie folgt: „Aller Genuß, den ich in meinem Leben erhielt, schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüthes, die ich an mehrern Stellen von Kant's Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfters auf dies Buch, und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens näßte jederzeit meine Augen und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereignisse und eine traurige Stimmung meines Gemüthes mir alle frohe Aussicht in diesem Leben versperrten. Sollte mein Leben eine Begebenheit in der Geschichte der Menschen werden, und nicht bloß ein Mittel zur Erhaltung der Menschengattung sein; werde ich ausdauern im Kampfe mit dem niederschlagenden Gedanken, den mir die Geschichte der Zeit so oft, wie ein feindseliger Dämon, in die Seele bläst: der Glaube an Entwicklung der Menschheit im Gewühle des Treibens und Thuns des Menschen ist

ein Ammenmärchen, um das Kind vom Mittreiben und Mitlaufen auf der Straße des rohen Genusses abzuhalten, und ein leerer Trost über den versäumten Jubel seiner Kameraden — werde ich ihm widerstehen, diesem geisterdrückenden Gedanken, so ist es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiste! Fühle ich mich nach diesem öfter wiederkehrenden Fieberanfall der Gemeinheit fortdauernd noch durch das Bewußtsein gestärkt: ich bin, der ich bin, kein anderer hat meine Pflichten, kein anderer darf für mich denken, die Welt, die ich anschaue, ist die Aufgabe für mein Wissen, das Gefühl der Freiheit in mir ist allein der Richter meines Werthes; was ich im Laufe der Welt nütze, ist Aufgabe der Untersuchung künftiger Menschen; was ich sein wollte, ist allein mein Eigenthum: so ist es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiste ... Hier schließt sich meine philosophische Erziehung." — Derselbe schreibt an den greisen Kant 1800: „Gedenken Sie meiner als eines Sohnes, der seinen Erzieher (denn dies sind Sie so gut, als mein Vater, dem ich aber danke, daß er mich für Ihre Erziehung reif werden ließ) innigst liebt und achtet." (a. a. O. S. 114). — Aufs tiefste wurde auch Jean Paul von den beiden genannten Schriften Kants ergriffen; er ruft seinem Freunde Vogel in einem Briefe vom Jahre 1788 zu: „Kaufen Sie sich ums Himmelswillen zwei Bücher: Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kants Kritik der praktischen Vernunft. Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal." Werke LXIII. S. 263.

Die Grundgedanken dieser Lehre, von der so verschiedene Geister gleich mächtig erfaßt wurden, sind kürzlich folgende:

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Talente des Geistes, Eigenschaften des Temperaments, Glücksgaben können in mancher Hinsicht gut sein, können auch den guten Willen befördern, aber haben keinen innern, unbedingten Werth.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, sondern allein durch das Wollen d. i. an sich gut. Seinem Werthe kann seine Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit weder etwas zusetzen noch abnehmen: er glänzt wie ein Juwel als etwas, was seinen vollen Werth in sich selbst hat.

Des guten Willens fähig ist nur ein Vernunftwesen und Vernunft, und zwar praktische ist das Vermögen, den guten Willen hervorzubringen. Aber nicht jedes Wollen eines Vernunftwesens ist gut. Wenn der Bestimmungsgrund des Willens irgend ein äußeres Objekt, ein Gegenstand des Begehrungsvermögens ist, so kommt dem Willen das Prädikat: gut nicht zu; er ist dann durch die Neigung, nicht aber durch die Vernunft bestimmt. Um irgend ein Aeußeres hervorzubringen, würde es nicht des Willens eines Vernunftwesens bedürfen, dazu würden auch andere Ursachen ausreichen; insofern daher der Wille auf ein Aeußeres gerichtet ist, nimmt er einen fremdartigen

Vgl. Paulus, Sendschreiben an die Christen zu Rom Kap. 7 [illegible]

Bestimmungsgrund in sich auf (Heteronomie der Willkür). Es sind aber alle äußern oder materialen Bestimmungsgründe des Willens von einer und derselben Art und gehören unter das allgemeine Prinzip der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit. Auf dieses gehen sowohl die Regeln der Geschicklichkeit, als die Rathschläge der Klugheit zurück, deren Merkmal ist, daß sie insgesammt dem Willen nur bedingte Vorschriften geben, nur als hypothetische Imperative gebieten.

Von diesen Bestimmungsgründen unterscheidet sich der des guten Willens dadurch, daß dieser Bestimmungsgrund absolute Verbindlichkeit mit sich bringt, also als kategorischer Imperativ auftritt, der, ohne irgend eine andere zu erreichende Absicht als Bedingung zu Grunde zu legen, unmittelbar gebietet. Er betrifft nicht die Materie der Handlung und das, was aus ihr erfolgen soll, sondern die Form und das Prinzip, woraus sie selbst folgt. Dieser Imperativ heißt im Gegensatze zu den Regeln und Rathschlägen der Geschicklichkeit und der Klugheit das Gebot der Sittlichkeit. Während jene, weil durch die Materie des Wollens bedingt, von unbestimmter Zahl sind, ist letzteres, als auf der Form des Gesetzes überhaupt beruhend, nur eines und läßt sich in der Formel ausdrücken: „Handle so, daß das subjektive Prinzip (die Maxime) deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“

„Was ich also zu thun habe, damit mein Wollen gut sei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit. Unerfahren in Ansehung des Weltlaufs, unfähig auf alle sich ereignenden Fälle desselben gefaßt zu sein, frage ich mich nur: kannst du auch wollen, daß deine Maxime ein allgemeines Gesetz werde? wo nicht, so ist sie verwerflich, und das zwar nicht, um eines dir, oder auch anderen daraus bevorstehenden Nachtheils willen, sondern weil sie nicht als Prinzip in eine mögliche allgemeine Gesetzgebung passen kann.“ (Grundl. z. Met. d. S. Werke IV. 251).

Der Wille nun, der durch die bloße gesetzgebende Form bestimmt ist und von keiner Materie des Wollens abhängt, ist autonom, und damit unabhängig von dem Naturgesetze der sinnlichen Erscheinung, also frei. Diese Autonomie des Willens ist der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur. Das Verhältniß der Handlungen zur Autonomie des Willens ist Moralität welche von der Legalität zu unterscheiden ist, die denjenigen Handlungen zukommt, welche zwar dem Gesetze entsprechen, aber nicht um seinetwillen geschehen, also fremdartige Bestimmungsgründe haben können. Alle moralischen Handlungen sind auch legal, aber nicht alle legalen moralisch. Ein Wille, dessen Maximen nothwendig mit den Gesetzen der Autonomie zusammenstimmen, wäre ein schlechterdings guter, ein heiliger Wille; die Abhängigkeit eines nicht schlechterdings guten Willens vom Prinzip der Autonomie ist Verbindlichkeit; die objektive Nothwendigkeit einer Handlung aus Verbindlichkeit heißt Pflicht.

Auf das moralische oder Pflichtbewußtsein als Faktum der Ver-

nunft gründen sich nun nach Kant drei moralisch-nothwendige Ueberzeugungen, die er „Postulate der reinen praktischen Vernunft“ nennt: das Postulat der Freiheit, ohne welche ein Gebot überhaupt ein Widersinn wäre, das Postulat der Unsterblichkeit, da die Annäherung unseres Willens an das Sittengesetz in diesem Leben eine ungenügende ist und zwischen der moralischen Anforderung und dem moralischen Vermögen des Menschen ein ungelöster Widerspruch bleibt, wenn nicht angenommen wird daß ein künftiges Leben ihn werde heben lassen; und das Postulat des Daseins Gottes, da nur ein Herrscher im Reiche der Vernunft und der Natur die Disharmonie, welche auf Erden zwischen sittlicher Würdigkeit und Glückseligkeit besteht, auflösen und das vollendete Gut, die Uebereinstimmung beider, herstellen kann.

Die Anwendung dieser Lehre auf die Erziehung mußte Kant um so angelegentlicher sein, als sie den Anschauungen der herrschenden Pädagogik, welche auf dem Standpunkte des Eudämonismus stand — man erinnere sich der Definition der Erziehung, welche der Philanthropinist Trapp in seinem Versuch einer Pädagogik 1780 S. 25 giebt: „Erziehung ist Bildung des Menschen zur Glückseligkeit; nur muß man es mit dem Worte Glückseligkeit so genau nicht nehmen, sondern dafür auch Wohlfahrt, Wohlergehen, Glück, vergnügtes Leben, Heil und Seligkeit a. m. gebrauchen;“ entsprechend äußert sich 1785 Bahrdt im Revisionswerk Bd. I. S. 1 f. — und nur die hypothetischen Imperative kannte, vollständig widersprach. Zwar finden wir keine Andeutung, daß er förmlich mit der philanthropinistischen Richtung gebrochen hätte, und erst bei seinen Schülern Niemeyer, Weiller, Lehne, Greiling u. a. vollzieht sich die Abwendung von der oberflächlichen Einseitigkeit der Neuerer in der Bestimmung des Erziehungszweckes, allein Kant selbst hat nicht unterlassen, wenigstens die moralische Bildung im engern Sinne nach Maßgabe seiner Sittenlehre zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Dabei bestimmte ihn noch ein besonderer Umstand. Er sah voraus, man werde seiner Sittenlehre den Vorwurf machen, daß sie, indem sie keine andern Antriebe zum sittlichen Handeln anerkenne, als die Vorstellung des verpflichtenden Gesetzes, für die sittliche Bildung, zumal in früheren Jahren, wo das Erhabene der Pflicht noch unfaßbar zu sein scheint, keine Handhaben biete. Diesem Einwande zu begegnen, betont Kant wiederholt, daß das Sittengesetz mit der gröbsten und leserlichsten Schrift in das Herz geschrieben sei, die das Kind, so gut wie der einfältigliche Mensch es entziffern könne, ja für ungleich verständlicher, einfacher klarer und darum jugendlicher Auffassung angemessener gelten müsse, als alle Vorschriften der Glückseligkeitslehre; er ruft mit Vorliebe Kinder zu Zeugen an, um zu beweisen, daß es sich nicht um Aufstellung von Gesetzen handele, welche der naiven Auffassung unzugänglich sind, sondern nur darum, dasjenige, was dem gesunden Verstande beiwohnt, zur Klarheit zu bringen. Vgl. Werke III. 546. IV. 245. 259. 283. VI. 109 u. bes. VI. 317 f. in dem Aufsatze: „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“

1793. Daher finden sich schon in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" einzelne Bemerkungen, welche für den Pädagogen Interesse haben — wir theilen sie in den Anmerkungen zur Pädagogik mit —; in der „Kritik der praktischen Vernunft" aber legt Kant seine Ansicht über die moralische Jugendbildung in dem zweiten Hauptabschnitte des Werkes: Methodenlehre der reinen praktischen Vernunft, Werke V. S. 157—167 im Zusammenhange dar. Wir setzen die Stelle nur mit Uebergehung des Anfangs, ganz her:

„Es wird unter dieser Methodenlehre die Art verstanden, wie man den Gesetzen der reinen praktischen Vernunft Eingang in das menschliche Gemüth, Einfluß auf die Maximen desselben verschaffen d. i. die objektiv-praktische Vernunft auch subjektiv praktisch machen könne.

„Nun ist zwar klar, daß diejenigen Bestimmungsgründe des Willens, welche allein die Maximen eigentlich moralisch machen und ihnen einen sittlichen Werth geben; die unmittelbare Vorstellung des Gesetzes und die objektiv-nothwendige Befolgung desselben als Pflicht, als die eigentlichen Triebfedern der Handlungen vorgestellt werden müssen; weil sonst zwar Legalität der Handlungen, aber nicht Moralität der Gesinnungen bewirkt werden würde. Allein nicht so klar, vielmehr beim ersten Anblicke ganz unwahrscheinlich muß es jedermann vorkommen, daß auch subjektiv jene Darstellung der reinen Tugend mehr Macht über das menschliche Gemüth haben und eine weit stärkere Triebfeder abgeben könne, selbst jene Legalität der Handlungen zu bewirken und kräftigere Entschließungen hervorzubringen, das Gesetz aus reiner Achtung für dasselbe jeder andern Rücksicht vorzuziehen, als alle Anlockungen, die aus Vorspiegelungen von Vergnügen und überhaupt allem dem, was man zur Glückseligkeit zählen mag, oder auch alle Androhungen von Schmerz und Uebeln jemals wirken können. Gleichwohl ist es wirklich so bewandt, und wäre es nicht so mit der menschlichen Natur beschaffen, so würde auch keine Vorstellungsart des Gesetzes durch Umschweife und empfehlende Mittel jemals Moralität der Gesinnung hervorbringen. Alles wäre lauter Gleisnerei, das Gesetz würde gehaßt, oder wohl verachtet, indessen doch um eigenen Vortheils willen befolgt werden. Der Buchstabe des Gesetzes (Legalität) würde in unseren Handlungen anzutreffen sein, der Geist desselben aber in unsern Gesinnungen (Moralität) gar nicht, und da wir mit aller unserer Bemühung uns doch in unserem Urtheile nicht ganz von der Vernunft losmachen können, so würden wir unvermeidlich in unseren eigenen Augen als nichtswürdige, verworfene Menschen erscheinen müssen, wenn wir uns gleich für diese Kränkung vor dem innern Richterstuhl dadurch schadlos zu halten versuchten, daß wir uns an denen Vergnügen ergötzten, die ein von uns angenommenes natürliches oder göttliches Gesetz, unserem Wahne nach, mit dem Maschinenwesen ihrer Polizei, die sich bloß nach dem richtete, was man thut, ohne sich um die Bewegungsgründe, warum man es thut, zu bekümmern, verbunden hätte.

„Zwar kann man nicht in Abrede sein, daß, um ein entweder

noch ungebildetes, oder auch verwildertes Gemüth zuerst ins Gleis des Moralisch-Guten zu bringen, es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, es durch seinen eignen Vortheil zu locken, oder durch den Schaden zu schrecken; allein sobald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ist, welcher einen Charakter (praktische konsequente Denkungsart nach unveränderlichen Maximen) gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigene Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt, sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, sofern sie herrschend werden will, loszureißen und in der Unabhängigkeit seiner intelligiblen Natur und der Seelengröße, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer, die er darbringt, reichliche Entschädigung zu finden. Wir wollen also diese Eigenschaft unseres Gemüths, diese Empfänglichkeit eines reinen moralischen Interesse, und mithin die bewegende Kraft der reinen Vorstellung der Tugend, wenn sie gehörig an's menschliche Herz gebracht wird, als die mächtigste, und, wenn es auf die Dauer und Pünktlichkeit in Befolgung moralischer Maximen ankommt, einzige Triebfeder zum Guten durch Beobachtungen die ein jeder anstellen kann, beweisen, wobei doch zugleich erinnert werden muß, daß, wenn diese Beobachtungen nur die Wirklichkeit eines solchen Gefühls, nicht aber dadurch zu Stande gebrachte sittliche Besserung beweisen, dieses der einzigen Methode, die objektiv-praktischen Gesetze der reinen Vernunft durch bloße reine Vorstellung der Pflicht subjektiv-praktisch zu machen, keinen Abbruch thue, gleich als ob sie eine leere Phantasterei wäre. Denn da diese Methode noch niemals in Gang gebracht worden, so kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen, sondern man kann nur Beweisthümer der Empfänglichkeit solcher Triebfedern fordern, die ich jetzt kürzlich vorlegen und darnach die Methode der Gründung und Kultur echter moralischer Gesinnungen mit wenigem entwerfen will.

„Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht bloß aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften oder Frauenzimmer bestehen, acht hat, so bemerkt man, daß außer dem Erzählen und Scherzen noch eine Unterhaltung, nämlich das Räsonniren, darin Platz findet; weil das erstere, wenn es Neuigkeit und mit ihr Interesse bei sich führen soll, bald erschöpft, das zweite aber leicht schal wird. Unter allem Räsonniren ist aber keines, was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenigen, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrießlich ist, treten bald bei, wenn es darauf ankömmt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil, alles was die Reinigkeit der Absicht und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern, oder auch

nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man bei keinem Objekte der Spekulation sonst von ihnen erwartet. Man kann in diesen Beurtheilungen oft den Carakter der über andere urtheilenden Personen selbst hervorschimmern sehen, deren einige vorzüglich geneigt scheinen, indem sie ihr Richteramt, vornehmlich über Verstorbene, ausüben, das Gute, was von dieser oder jener That derselben erzählt wird, wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit und zuletzt den ganzen sittlichen Werth der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bösartigkeit zu vertheidigen, andere dagegen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen sinnen, diesen Werth anzufechten. Doch kann man den letzteren nicht immer die Absicht beimessen, Tugend aus allen Beispielen der Menschen gänzlich wegvernünfteln zu wollen, um sie dadurch zum leeren Namen zu machen, sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des echten sittlichen Gehalts, nach einem unnachsichtlichen Gesetze, mit welchem und nicht mit Beispielen verglichen der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demuth nicht etwa bloß gelehrt, sondern bei scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Vertheidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beispielen es mehrentheils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermuthung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gerne abwischen möchten, aus dem Bewegungsgrunde, damit, wenn allen Beispielen ihre Wahrhaftigkeit gestritten und aller menschlichen Tugend die Lauterkeit weggeleugnet würde, diese nicht endlich gar für ein bloßes Hirngespinnst gehalten, und so alle Bestrebung zu derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringschätzig gemacht werde.

„Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft, in aufgeworfenen praktischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und, nachdem sie einen bloß moralischen Katechismus zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeit in der Absicht durchsuchten, um Belege zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie, vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen, die Beurtheilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzen, um den minderen oder größeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Spekulation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig und dabei, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessirt finden werden, was aber das vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können, daß die öftere Uebung, das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur als ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder mit einander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheues auf der andern Seite zurücklassen werde, welche, durch bloße Gewohnheit, solche Handlungen als beifalls- oder tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen

Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würden. Nur wünsche ich sie mit Beispielen sogenannter edler (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsamen Schriften so viel um sich werfen, zu verschonen und alles bloß auf Pflicht und den Werth, den ein Mensch sich in seinen eigenen Augen durch das Bewußtsein, sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, auszusetzen, weil, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdenn ihnen nur unbedeutend klein scheint, freisprechen *).

„Wenn man aber fragt: was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der, als dem Probemetall, man jeder Handlung moralischen Gehalt prüfen müsse, so muß ich gestehen, daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können; denn in der gemeinen Menschenvernunft ist sie zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden. Wir wollen also vorerst das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beispiele zeigen, und indem wir uns vorstellen, daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurtheilung vorgelegt worden, sehen ob er auch von selber, ohne durch den Lehrer dazu angewiesen zu sein, nothwendig so urtheilen müßte. Man erzähle die Geschichte eines redlichen Mannes, den man bewegen will, den Verleumdern einer unschuldigen, übrigens nicht vermögenden Person (wie etwa Anna von Boleyn auf Anklage Heinrich VIII. von England) beizutreten. Man bietet Gewinne d. i. große Geschenke oder hohen Rang an, er schlägt sie aus. Dieses wird bloßen Beifall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man es mit Androhung des Verlusts an. Es sind unter diesen Verleumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufsagen, nahe Verwandte, die ihn (der ohne Vermögen ist) zu enterben drohen, Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können, ein Landesfürst, der ihn mit dem Verlust der Freiheit, ja des Lebens selbst bedroht. Um ihn aber, damit das Maß des Leidens voll sei,

---

*) „Handlungen, aus denen große, uneigennützige, theilnehmende Gesinnung und Menschlichkeit hervorleuchtet, zu preisen, ist ganz rathsam. Aber man muß hier nicht sowohl auf die Seelenerhebung, die sehr flüchtig und vorübergehend ist, als vielmehr auf die Herzensunterwerfung unter Pflicht, wovon ein längerer Eindruck erwartet werden kann, weil sie Grundsätze (jene aber nur Aufwallungen) mit sich führt, aufmerksam machen. Man darf nur ein wenig nachsinnen, man wird immer eine Schuld finden, die er sich irgend wodurch in Ansehung des Menschengeschlechts aufgeladen hat (sollte es auch nur die sein, daß man durch die Ungleichheit der Menschen in der bürgerlichen Verfassung Vortheile genießt, um deren willen andere desto mehr entbehren müssen), um durch die eigenliebige Einbildung des Verdienstlichen den Gedanken an Pflicht nicht zu verdrängen."

auch den Schmerz fühlen zu lassen, den nur das sittlich gute Herz recht inniglich fühlen kann, mag man seine mit äußerster Noth und Dürftigkeit bedrohte Familie ihn um Nachgiebigkeit anflehend, ihn selbst, obzwar rechtschaffen, doch eben nicht von festen unempfindlichen Organen des Gefühls für Mitleid sowohl, als eigene Noth, in einem Augenblick, darin er wünscht, den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerz aussetzte, dennoch seinem Vorsatze der Redlichkeit, ohne zu wanken oder nur zu zweifeln, treu bleibend vorstellen: so wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung und einem lebhaften Wunsche, selbst ein solcher Mann sein zu können, (obzwar freilich nicht in seinem Zustande,) erhoben werden; und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie soviel kostet, nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst Bestrebung zur Aehnlichkeit mit diesem Charakter beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daß man alles, was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen, von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also muß die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt, daß, wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsere Seele überall einigen Einfluß ausüben soll, sie diesen nur sofern ausüben könne, als sie rein, unvermengt von Absichten auf sein Wohlbefinden, als Triebfeder an's Herz gelegt wird, darum weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt. Dasjenige aber, dessen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verstärkt, muß ein Hinderniß gewesen sein. Folglich ist alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden, ein Hinderniß, dem moralischen Gesetze Einfluß auf's menschliche Herz zu verschaffen. — Ich behaupte ferner, daß selbst in jener bewunderten Handlung, wenn der Bewegungsgrund, daraus sie geschah, die Hochschätzung seiner Pflicht war, alsdann eben diese Achtung für's Gesetz nicht etwa ein Anspruch auf die innere Meinung von Großmuth und edler verdienstlicher Denkungsart, gerade auf das Gemüth des Zuschauers die größte Kraft habe, folglich Pflicht, nicht Verdienst, den nicht allein bestimmtesten, sondern, wenn sie im rechten Lichte ihrer Unverletzlichkeit vorgestellt wird, auch den eindringendsten Einfluß auf's Gemüth haben müsse.

„In unsern Zeiten, wo man mit schmelzenden, weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden, aufblähenden und das Herz eher welk, als stark machenden Anmaßungen über das Gemüth mehr auszurichten hofft, als durch die der menschlichen Unvollkommenheit und dem Fortschritte im Guten angemeßnere trockne und ernsthafte Vorstellung der Pflicht, ist die Hinweisung auf diese Methode nöthiger als jemals. Kindern Handlungen als edle, großmüthige, verdienstliche zum Muster aufzustellen, in der Meinung, sie durch Einflößung eines Enthusiasmus für dieselben einzunehmen, ist vollends zweckwidrig. Denn da sie noch in der Beobachtung der gemeinsten Pflicht und selbst in der rich-

tigen Beurtheilung derselben so weit zurück sind, so heißt das so viel, als sie bei Zeiten zu Phantasten zu machen. Aber auch bei dem belehrteren und erfahrneren Theil der Menschen ist diese vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachtheiliger, wenigstens von keiner echten moralischen Wirkung auf's Herz, die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen.

„Alle Gefühle, vornehmlich die, so ungewohnte Anstrengung bewirken sollen, müssen in dem Augenblicke, da sie in ihrer Heftigkeit sind und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung thun, sonst thun sie nichts; indem das Herz natürlicher Weise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war; weil zwar etwas, was es reizte, nichts aber, das es stärkte, an dasselbe gebracht war. **Grundsätze** müssen auf Begriffe errichtet werden, auf alle andere Grundlage können nur Anwandlungen zu Stande kommen, die der Person keinen moralischen Werth, ja nicht einmal eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtsein seiner moralischen Gesinnung und eines solchen Charakters, das höchste Gut im Menschen, gar nicht stattfinden kann. Diese Begriffe nun, wenn sie subjektiv praktisch werden sollen, müssen nicht bei den objektiven Gesetzen der Sittlichkeit stehen bleiben, um sie zu bewundern und in Beziehung auf die Menschheit hochzuschätzen, sondern ihre Vorstellung in Relation auf den Menschen und auf sein Individuum betrachten; da denn jenes Gesetz in einer zwar höchst achtungswürdigen, aber nicht so gefälligen Gestalt erscheint, als ob es zu dem Elemente gehört, daran er natürlicher Weise gewohnt ist, sondern wie es ihn nöthigt, dieses oft nicht ohne Selbstverleugnung zu verlassen, und sich in ein höheres zu begeben, darin er sich mit unaufhörlicher Besorgniß des Rückfalls nur mit Mühe erhalten kann. Mit einem Worte, das moralische Gesetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe, die man gar nicht voraussetzen kann und soll.

„Laßt uns nun im Beispiele sehen, ob in der Vorstellung einer Handlung als edler und großmüthiger Handlung mehr subjektiv bewegende Kraft einer Triebfeder liege, als wenn diese bloß als Pflicht in Verhältniß auf das ernste moralische Gesetz vorgestellt wird. Die Handlung, da jemand mit der größten Gefahr des Lebens Leute aus dem Schiffbruche zu retten sucht, wenn er zuletzt dabei sein Leben einbüßt, wird zwar einerseits zur Pflicht, andererseits aber und größtentheils auch für verdienstliche Handlung angerechnet, aber unsere Hochschätzung derselben wird zwar sehr durch den Begriff von *Pflicht gegen sich selbst*, welche hier etwas Abbruch zu leiden scheint, geschwächt. Entscheidender ist die großmüthige Aufopferung seines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes, und doch, ob es auch so vollkommene Pflicht sei, sich von selbst und unbefohlen dieser Absicht zu weihen, darüber bleibt einiger Skrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Musters und Antriebs zur Nachahmung in sich. Ist es aber unerlaßliche Pflicht, deren Uebertretung das moralische Gesetz an sich und ohne Rücksicht auf Menschenwohl verletzt und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt (dergleichen Pflichten man Pflichten ge-

gegen Gott zu nennen pflegt, weil wir uns in ihm das Ideal der Heiligkeit in Substanz denken), so widmen wir der Befolgung desselben, mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und wir finden unsere Seele durch ein solches Beispiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen können, daß die menschliche Natur zu einer so großen Erhebung über alles, was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegentheil aufbringen mag, fähig sei. Juvenal stellt ein solches Beispiel in einer Steigerung vor, die den Leser die Kraft der Triebfeder, die im reinen Gesetze der Pflicht, als Pflicht, steckt, lebhaft empfinden läßt:

Esto bonus miles, tutor bonus, arbiter idem
Integer; ambiguae si quando citabere testis
Incertaeque rei, Phalaris licet imperet, ut sis
Falsus, et admoto dictet perjuria tauro
Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam, vivendi perdere causas.*)

„Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienstlichen in unsere Handlungen bringen können, dann ist die Triebfeder schon mit Eigenliebe etwas vermischt, hat also einige Beihülfe von der Seite der Sinnlichkeit. Aber der Heiligkeit der Pflicht allein alles nachsetzen und sich bewußt werden, daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt und sagt, daß man es thun solle, das heißt sich gleichsam über die Sinnenwelt selbst gänzlich erheben, und ist in demselben Bewußtsein des Gesetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherrschenden Vermögens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer mit Effekt verbunden, der aber doch auch durch die öftere Beschäftigung mit derselben und die anfangs kleineren Versuche ihres Gebrauchs Hoffnung zu seiner Bewirkung gibt, um in uns nach und nach das größte, aber reine moralische Interesse daran hervorzubringen.

„Die Methode nimmt also folgenden Gang. Zuerst ist es nur darum zu thun, die Beurtheilung nach moralischen Gesetzen zu einer natürlichen, alle unsere eigenen sowohl, als die Beobachtung fremder freier Handlungen begleitenden Beschäftigung und gleichsam zur Gewohnheit zu machen, und sie zu schärfen, indem man vorerst fragt: ob die Handlung objektiv dem moralischen Gesetze, und welchem, gemäß sei; wobei man denn die Aufmerksamkeit auf dasjenige Gesetz, welches bloß einen Grund zur Verbindlichkeit an die Hand giebt, von dem unterscheidet, welches in der That verbindend ist (leges obligandi a legibus obligantibus), (wie z. B. das Gesetz desjenigen,

*) Juvenal Sat. VIII. 79 ff. „Sei ein tüchtiger Krieger, ein guter Vormund, ein unbestechlicher Schiedsrichter; wenn du als Zeuge geladen wirst bei einer zweifelhaften und ungewissen Angelegenheit und ein Phalaris dich heißt, falsches Zeugniß abzulegen und dir, mit seinem Stiere drohend, einen Meineid befiehlt, so achte es als das größte Unrecht, die Selbsterhaltung der Ehre vorzuziehen und um des Lebens willen das zu opfern, was das Leben erst zum Leben macht."

was das Bedürfniß der Menschen im Gegensatze dessen, was das Recht derselben von mir fordert, wovon das letztere wesentliche, das erstere aber nur außerwesentliche Pflichten vorschreibt;) und so verschiedene Pflichten, die in einer Handlung zusammenkommen, unterscheiden lehrt. Der andere Punkt, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß, ist die Frage: ob die Handlung auch (subjektiv) um des moralischen Gesetzes willen geschehen, und also sie nicht allein sittliche Richtigkeit als That, sondern auch sittlichen Werth, als Gesinnung ihrer Maxime nach habe? Nun ist kein Zweifel, daß diese Uebung und das Bewußtsein einer daraus entspringenden Kultur unserer bloß über das Praktische urtheilenden Vernunft ein gewisses Interesse, selbst am Gesetze derselben, mithin an sittlich-guten Handlungen nach und nach hervorbringen müsse. Denn wir gewinnen endlich das lieb, dessen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unserer Erkenntnißkräfte empfinden läßt, welchen vornehmlich dasjenige befördert, worin wir moralische Richtigkeit antreffen; weil sich die Vernunft in einer solchen Ordnung der Dinge mit ihrem Vermögen, a priori nach Prinzipien zu bestimmen, was geschehen soll, allein gut finden kann. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände, die seinen Sinnen anfangs anstößig sind, endlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organisation daran entdeckt, und so seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Insekt, welches er durch's Mikroskop sorgfältig betrachtet hatte, schonend wiederum auf sein Blatt zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden und von ihm gleichsam eine Wohlthat genossen hatte.

„Aber diese Beschäftigung der Urtheilskraft, welche uns unsere eigenen Erkenntnißkräfte fühlen läßt, ist noch nicht das Interesse an den Handlungen und ihrer Moralität selbst. Sie macht bloß, daß man sich gerne mit einer solchen Beurtheilung unterhält, und giebt der Tugend oder der Denkungsart nach moralischen Gesetzen eine Form der Schönheit, die bewundert, darum aber noch nicht gesucht wird (laudatur et alget*); wie alles, dessen Betrachtung subjektiv ein Bewußtsein der Harmonie unserer Vorstellungskräfte bewirkt, und wobei wir unser ganzes Erkenntnißvermögen (Verstand und Einbildungskraft) gestärkt fühlen, ein Wohlgefallen hervorbringt, das sich auch andern mittheilen läßt, wobei gleichwohl die Existenz des Objekts uns gleichgültig bleibt, indem es nur als die Veranlassung angesehen wird, der über die Thierheit erhabenen Anlage der Talente in uns inne zu werden. Nun tritt aber die zweite Uebung ihr Geschäft an, nämlich in der lebendigen Darstellung der moralischen Gesinnung an Beispielen die Reinigkeit des Willens bemerklich zu machen, vorerst nur als negativer Vollkommenheit desselben, sofern in einer Handlung aus Pflicht gar keine Triebfedern der Neigungen als Bestimmungsgründe auf ihn einfließen, wodurch der Lehrling doch auf das Bewußtsein seiner Freiheit aufmerksam erhalten wird; und obgleich diese Ent-

*) Juvenal I, 74: „sie wird gepriesen und friert;" mit deutscher Wendung: „wird gepriesen und verhungert."

sagung eine anfängliche Empfindung von Schmerz erregt, dennoch dadurch, daß sie jenen Lehrling dem Zwange selbst wahrer Bedürfnisse entzieht, ihm zugleich eine Befreiung von der manigfaltigen Unzufriedenheit, darin ihn alle diese Bedürfnisse verflechten, angekündigt, und das Gemüth für die Empfindung der Zufriedenheit aus andern Quellen empfänglich gemacht wird. Das Herz wird doch von einer Last, die es jederzeit ingeheim drückt, befreit und erleichtert, wenn an reinen moralischen Entschließungen, davon Beispiele vorgelegt werden, dem Menschen ein inneres, ihm selbst sonst nicht einmal recht bekanntes Vermögen, die innere Freiheit, aufgedeckt wird, sich von der ungestümen Zudringlichkeit der Neigung dermaßen los zu machen, daß gar keine, selbst die beliebteste nicht, auf eine Entschließung, zu der wir uns jetzt unserer Vernunft bedienen sollen, Einfluß habe. In einem Falle, wo ich nur allein weiß, daß das Unrecht auf meiner Seite sei, und obgleich das freie Geständniß desselben und die Anerbietung zur Genugthuung an der Eitelkeit, dem Eigennutze, selbst dem sonst nicht unrechtmäßigen Widerwillen gegen den, dessen Recht von mir geschmälert ist, so großen Widerspruch findet, dennoch mich über alle diese Bedenklichkeiten wegsetzen kann, ist doch ein Bewußtsein einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumständen, und der Möglichkeit, sich selbst genug zu sein, enthalten, welche mir überall auch in anderer Absicht heilsam ist. Und nun findet das Gesetz der Pflicht, durch den positiven Werth, den uns die Befolgung desselben empfinden läßt, leichteren Eingang durch die Achtung für uns selbst im Bewußtsein unserer Freiheit. Auf diese, wenn sie wohl gegründet ist, wenn der Mensch nichts stärker scheuet, als sich in der innern Selbstprüfung in seinen eigenen Augen geringschätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute sittliche Gesinnung gepfropft werden, weil dieses der beste, ja der einzige Wächter ist, das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

„Ich habe hiemit nur auf die allgemeinsten Maximen der Methodenlehre einer moralischen Bildung und Uebung hinweisen wollen. Da die Manigfaltigkeit der Pflichten für jede Art derselben noch besondere Bestimmungen erforderte und so ein weitläuftiges Geschäft ausmachen würde, so wird man mich für entschuldigt halten, wenn ich in einer Schrift, wie diese, die nur Vorübung ist, es bei diesen Grundzügen bewenden lasse."

Behandelt Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft" die moralische Bildung als ein abtrennbares Stück der Erziehung und ohne Rücksicht auf deren übrige Theile, so rückt er sie den letzteren in der Kritik der Urtheilskraft 1790 noch ferner. Er theilt daselbst in der Einleitung, Werke V. 177 f. die Philosophie in theoretische, welche mit Naturbegriffen, und praktische, welche mit dem Freiheitsbegriff zu thun hat, ein und weist den Wolff'schen Sprachgebrauch, wonach jede angewandte Theorie als praktische Disziplin bezeichnet wird,

zurück; demgemäß erklärt er Disziplinen, wie Haus-, Land-, Staatswirthschaft, die Kunst des Umganges, die Vorschrift der Diätetik, ja sogar die Glückseligkeitslehre und die Beziehung der Neigungen und Bändigung der Affekte zum Behuf der letzteren, für Korollarien der theoretischen Philosophie, während er die moralisch-praktischen Vorschriften, die sich gänzlich auf Freiheitsbegriffe gründen, der praktischen Philosophie zuweist. Damit ist die Einheit der Pädagogik aufgehoben, und wenn Kant weiterhin Werke V. 429 fordert, daß eine jede Wissenschaft in der Encyklopädie aller Wissenschaften ihre Stelle in dem theoretischen oder praktischen Theil derselben haben müsse, so ist für die Erziehungslehre diese Forderung unerfüllbar, da die Erziehung als Disziplinirung, Kultivirung und Zivilisirung der theoretischen, als Moralisirung der praktischen Philosophie angehören müßte.

Im allgemeinen ist die „Kritik der Urtheilskraft" für die Pädagogik minder fruchtbar als nach der Stellung, welche dieses Werk in der Kant'schen Philosophie einnimmt, — die Vermittlung von Verstand und Vernunft, Gesetzmäßigkeit und Endzweck, Natur und Freiheit herzustellen — zu vermuthen wäre; insbesondere fällt auf, daß Kant die erziehliche Bedeutung des Geschmacks, dessen Analyse der erste Theil jenes Werkes: die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft enthält, hier nicht mehr in Betracht zieht, da er sie anderwärts, nicht übersieht; so schreibt er in der „Anthropologie" Werke VII. 563: „Der ideale Geschmack hat eine Tendenz zur äußern Beförderung der Moralität; den Menschen für seine gesellschaftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht ganz so viel sagen, als ihn sittlich-gut (moralisch) zu bilden, aber bereitet doch, durch die Bestrebung, in dieser Lage andern wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden) dazu vor." Es heißt zwar auch in der Kritik der ästh. Urth. §. 60, Werke V. 366: „Der Geschmack macht gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen und moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmter vorstellt" (womit auch die Kritik der teleologischen Urtheilskraft §. 83, Werke V. 477 zu vergleichen ist), allein anstatt der Bildung des Geschmacks, seiner Stellung gemäß, die Unterstützung und Vorbereitung der sittlichen Bildung zuzuweisen, verlangt Kant bald darauf a. a. O. S. 368, daß vielmehr die Kultur des moralischen Gefühls die Propädeutik zur Gründung des Geschmacks sein solle, womit lediglich auf einen in der älteren Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" 1764, Werke II. 280 geäußerten Gedanken zurückgegriffen wird, den nämlich, daß durch Erziehung „das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer thätigen Empfindung zu erhöhen sei, damit nicht alle Feinigkeit bloß auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmack zu beurtheilen." — Den Geschmack in den Dienst der Erziehung zu stellen und dem Sittlichen im Gemüthe des Zöglings durch Zusammenwirkung aller ästhetischen Elemente wie sie durch die „ästhetische Darstellung der Welt" zu erreichen ist,

Gewalt zu geben, blieb Herbart aufbehalten, auf dessen Lehren jedoch die Kantische Kritik der ästhetischen Urtheilskraft einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt hat, was allein genügte, um ihr in der Geschichte der philosophischen Pädagogik eine Stelle zu sichern. Daß dieses Werk auf Schiller im höchsten Grade anregend wirkte und indirekt seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" hervorrief, ist bekannt.

Man pflegt vom Jahre 1790 die letzte und dritte Periode des geistigen Schaffens Kant's, die praktische, zu datiren, welche auf die 1770 beginnende spekulativ-systematische folgt, die sich ihrerseits an die heuristische 1746—70 anschließt; und allerdings wendet sich Kant in seinen letzten Lebensjahren wesentlich dem Praktischen d. i. Ethischen zu. Doch ist damit nicht eine Erhöhung seines Interesse für die Erziehung verbunden. Vielmehr finden wir, daß er in dieser Zeit die Bedeutung der Erziehung ungleich niedriger anschlägt, als in den Jahren, wo ihn die Rousseau'schen Ideen mehr einnahmen. Eröffnete ihm früher die Erziehung den „Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menschengeschlecht" (siehe weiter unten), so ist er jetzt geneigter, mehr von der Vorsehung, als von den Thaten des Menschen zu erwarten. Er schreibt 1798 in dem Buche: „Der Streit der Fakultäten" Werke VII. 406: „In welcher Ordnung allein kann der Fortschritt zum Bessern erwartet werden? Die Antwort ist: nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern von oben herab. Zu erwarten, daß durch Bildung der Jugend in häuslicher Unterweisung und weiterhin in Schulen, von den niedrigsten an bis zu den höchsten, in Geistes- und moralischer, durch Religionslehre verstärkter Kultur, es endlich dahin kommen werde, nicht bloß gute Staatsbürger, sondern zum Guten, was immer weiter fortschreiten und sich erhalten kann, zu erziehen, ist ein Plan, der den erwünschten Erfolg schwerlich hoffen läßt. Denn nicht allein, daß das Volk dafür hält, daß die Kosten der Erziehung seiner Jugend nicht ihm, sondern dem Staate zu Lasten kommen müssen, der Staat aber dagegen seinerseits zur Besoldung tüchtiger und mit Lust ihrem Amte obliegender Lehrer kein Geld übrig hat (wie Büsching klagt), weil er alles zum Kriege braucht; sondern das ganze Maschinenwesen dieser Bildung hat keinen Zusammenhang, wenn es nicht nach einem überlegten Plane der obersten Staatsmacht, und nach dieser ihrer Absicht entworfen, ins Spiel gesetzt und darin auch immer gleichförmig erhalten wird; wozu wohl gehören möchte, daß der Staat sich von Zeit zu Zeit auch selbst reformire und, statt Revolution Evolution versuchend, zum Bessern beständig fortschreite. Da es aber doch auch Menschen sind, welche diese Erziehung bewirken sollen, mithin solche, die dazu selbst haben gezogen werden müssen, so ist bei dieser Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, unter der Zufälligkeit der Umstände, die einen solchen Effekt begünstigen, die Hoffnung ihres Fortschreitens nur in einer Weisheit von oben herab (welche, wenn sie uns unsichtbar ist, Vorsehung heißt) als positiver Bedingung, für das aber, was hierin von Menschen erwartet und gefordert werden kann, bloß negativer Weis-

heit zur Beförderung dieses Zweckes zu erwarten, nämlich daß sie das größte Hinderniß des Moralischen, nämlich den Krieg, der diesen immer zurückgängig macht, erstlich nach und nach menschlicher, darauf seltener, endlich als Angriffskrieg ganz schwinden zu lassen sich genöthigt sehen werden, um eine Verfassung einzuschlagen, die ihrer Natur nach, ohne sich zu schwächen, auf echte Rechtsprinzipien gegründet, beharrlich zum Bessern fortschreiten kann." Und in der „Anthropologie" 1798, Werke VII. 653: „Die Erziehung des Menschengeschlechts im Ganzen ihrer Gattung d. i. kollektiv genommen (universorum), nicht aller Einzelnen (singulorum), wo die Menge nicht ein System, sondern nur ein zusammengelesenes Aggregat abgiebt, das Hinstreben zu einer bürgerlichen, auf dem Freiheits- zugleich aber auch gesetzmäßigem Zwangsprinzipe zu gründenden Verfassung ins Auge gefaßt, erwartet der Mensch doch nur von der Vorsehung d. i. von einer Weisheit, die nicht die seine, aber doch die (durch seine eigene Schuld) ohnmächtige Idee seiner eigenen Vernunft ist, — diese Erziehung von oben herab, sage ich ist heilsam, aber rauh und strenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerstörung des ganzen Geschlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menschen nicht beabsichtigten, aber, wenn es einmal da ist, sich ferner erhaltenden Guten, aus dem innerlich mit sich selbst immer sich veruneinigenden Bösen. Vorsehung bedeutet eben dieselbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Spezies organisirter, an ihrer Zerstörung beständig arbeitender und demnach sie immer schützender Naturwesen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Prinzip in der Vorsorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächse und Thiere anzunehmen schon im Gebrauch haben. Uebrigens soll und kann die Menschengattung Selbstschöpferin ihres Glücks sein; nur daß sie es sein wird, läßt sich nicht a priori, aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, sondern nur aus der Erfahrung und Geschichte, mit so weit gegründeter Erwartung schließen, als nöthig ist, an diesem ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht zu verzweifeln, sondern mit aller Klugheit und moralischer Vorleuchtung die Annäherung zu diesem Ziele (ein jeder so viel an ihm ist) zu befördern."

Es konnte Kant auf die Erziehung um so weniger kühne Hoffnungen setzen, als er sich damals von Rousseau's Ansicht, daß der Mensch von Natur gut sei und das Böse aus äußern Verhältnissen entspringe, welche er früher getheilt und besonders in den pädagogischen Vorlesungen verfochten, entfernt hatte. In seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" 1793 spricht er sich für die Auffassung aus, welche das Böse in der ursprünglichen Anlage des Menschen sucht, also als radikal betrachtet; die entgegengesetzte nennt er eine „heroische Meinung, die wohl allein unter Philosophen, und in unsern Zeiten vornehmlich unter Pädagogen Platz gefunden hat", die aber „vermuthlich bloß eine guthmüthige Voraussetzung der Moralisten von Seneca bis Rousseau ist, um zum unverdrossenen Anbau des Guten anzutreiben." Werke VI. 114. Folgerecht muß

ihm daher das Problem der moralischen Erziehung für die Menschengattung nicht nur dem Grade, sondern der Qualität des Prinzips nach unlösbar erscheinen, weil dazu „gute Menschen erforderlich sind, deren es wohl keinen geben wird, der nicht angeborene oder zugezogene Verdorbenheit in sich hätte" und weil der „angeborne böse Hang wohl durch die allgemeine Menschenvernunft getadelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird." Werke VII. 652. — Aber auch die Erziehung des einzelnen Menschen muß alsdann ihre Kontinuität einbüßen, weil das radikale Böse nicht allmählich zurückgedrängt, sondern, da es selbst auf einer intelligiblen That beruht, nur durch eine solche niedergekämpft werden kann. So betont Kant in dieser Zeit, es könnte nicht durch eine allmähliche Reform bewirkt werden, daß der Mensch ein moralisch-guter werde, sondern es bedürfe dazu einer Revolution in der Gesinnung, so daß er „durch eine Art von Wiedergeburt, gleich als durch eine neue Schöpfung" ein anderer werde. Werke VI. 141. Im Hinblick auf die Erziehung wiederholt er dasselbe in der Anthropologie, Werke VII. 616: „Der Mensch, der sich eines Charakters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen, daß die Gründung desselben gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, ihn unvergeßlich mache. Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instinkts auf einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur wenige sein, die diese Revolution vor dem dreißigsten Jahre versucht, und noch wenigere, die sich vor dem vierzigsten fest gegründet haben. Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem andern arbeitet; die Gründung eines Charakters aber ist absolute Einheit des inneren Prinzips des Lebenswandels überhaupt."

Nicht wenige der Anhänger Kants wollten in dieser Wendung seiner Ansichten einen Abfall von seinen früheren Lehren erblicken. Allein man wird nicht irren, wenn man jene Wendung als durch Kant's Freiheitslehre vorbereitet und begründet auffaßt. Es bleibt dabei nicht ausgeschlossen, daß sich in dem Greise Erinnerungen an seine, vom Pietismus bestimmten, Jugendeindrücke geregt haben mögen (S. oben S. 6) allein nicht sie, sondern die Konsequenzen der ihm eigenthümlichen Sittenlehre sind Ausschlag gebend gewesen. Es pflichtet Kant auch der pietistischen Auffassung nicht unbedingt bei; in dem „Streit der Fakultäten" 1798. Werke VII. 371 f. setzt er sich mit dem „Spener'schen Problem" aus einander; er weist die vom Pietismus angegebenen übernatürlichen Mittel zur Beförderung der Wiedergeburt zurück und will ausschließlich an das in der Menschennatur liegende Gute angeknüpft wissen. Es heißt an jener Stelle S. 375. (mit der

auch „Relig. innerhalb d. bl. V.“ Werke VI. 143 f. zu vergleichen ist): „Es ist etwas in uns, was zu bewundern wir niemals aufhören können, wenn wir es einmal in's Auge gefaßt haben, und dieses ist zugleich dasjenige, was die Menschheit in der Idee zu einer Würde erhebt, die man am Menschen, als Gegenstande der Erfahrung, nicht vermuthen sollte. Daß wir den moralischen Gesetzen unterworfen und zu deren Beobachtung selbst mit Aufopferung aller ihnen widerstreitenden Lebensannehmlichkeiten durch unsere Vernunft bestimmte Wesen sind, darüber wundert man sich nicht, weil es objektiv in der natürlichen Ordnung der Dinge als Objekt der reinen Vernunft liegt, jenen Gesetzen zu gehorchen; ohne daß es dem gemeinen und gesunden Verstande nur einmal einfällt, zu fragen, woher uns jene Gesetze kommen mögen, um vielleicht, bis wir ihren Ursprung wissen, die Befolgung derselben aufzuschieben oder wohl gar seine Wahrheit zu bezweifeln. — Aber daß wir auch das Vermögen dazu haben, der Moral mit unserer sinnlichen Natur so große Opfer zu bringen, daß wir das auch können, wovon wir ganz leicht und klar begreifen, daß wir es sollen, diese Ueberlegenheit des übersinnlichen Menschen in uns über den sinnlichen, desjenigen gegen den der letztere (wenn es zum Widerstreit kommt) nichts ist, ob dieser zwar in seinen eigenen Augen alles ist, diese moralische, von der Menschheit unzertrennliche Anlage in uns ist ein Gegenstand der höchsten Bewunderung, die, je länger man dieses wahre (nicht erdachte) Ideal ansieht, nur immer desto höher steigt, so daß diejenigen wohl zu entschuldigen sind, welche, durch die Unbegreiflichkeit derselben verleitet, dieses Uebersinnliche in uns, weil es doch praktisch ist, für übernatürlich, d. i. für etwas, was gar nicht in unserer Macht steht und uns als eigen zugehört, sondern vielmehr für den Einfluß von einem andern und höheren Geiste halten; worin sie aber sehr fehlen, weil die Wirkung dieses Vermögens alsdann nicht unsere That sei, mithin uns auch nicht zugerechnet werden könnte, das Vermögen dazu also nicht das unsrige sein würde. — Die Benutzung der Idee dieses uns unbegreiflicher Weise beiwohnenden Vermögens und der Ansherzlegung derselben von der frühesten Jugend an und fernerhin im öffentlichen Vortrage, enthält nur die echte Auflösung jenes Problems vom neuen Menschen; und selbst die Bibel scheint nichts anderes vor Augen gehabt zu haben, nämlich nicht auf übernatürliche Erfahrungen und schwärmerische Gefühle hinzuweisen, die statt der Vernunft diese Revolution bewirken sollten, sondern auf den Geist Christi, um ihn, so er ihn in Lehre und Beispiele erwies, zu dem unsrigen zu machen oder vielmehr, da er mit der ursprünglichen moralischen Anlage schon in uns liegt, ihm nur Raum zu verschaffen.“

In gleichem Sinne lauten die umfassenderen pädagogischen Aeußerungen, welche sich in der „ethischen Methodenlehre“ (Werke VII. 289—297 finden, die den Schluß der „Metaphysik der Sitten“ 1797, des letzten Hauptwerkes Kants zur praktischen Philosophie, bildet und die hier anzuschließen sind.

„Daß Tugend erworben werden müsse (nicht angeboren sei) liegt,

ohne sich deshalb auf anthropologische Kenntnisse aus der Erfahrung berufen zu dürfen, schon in dem Begriffe derselben. Denn das sittliche Vermögen des Menschen wäre nicht Tugend, wenn es nicht durch die Stärke des Vorsatzes in dem Streit mit so mächtigen entgegenstehenden Neigungen hervorgebracht wäre. Sie ist das Produkt aus der reinen praktischen Vernunft, sofern diese im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, aus Freiheit, über jene die Obermacht gewinnt.

„Daß sie könne und müsse gelehrt werden, folgt schon daraus, daß sie nicht angeboren ist; die Tugendlehre ist also eine Doktrin. Weil aber durch die bloße Lehre, wie man sich verhalten solle, um dem Tugendbegriffe angemessen zu sein, die Kraft zur Ausübung der Regeln noch nicht erworben wird, so meinten die Stoiker nur, die Tugend könne nicht durch bloße Vorstellungen der Pflicht, durch Ermahnungen (paränetisch) gelehrt, sondern sie müsse durch Versuche der Bekämpfung des innern Feindes im Menschen (ascetisch) kultivirt, geübt werden; denn man kann nicht alles sofort, was man will, wenn man nicht vorher seine Kräfte versucht und geübt hat, wozu aber freilich die Entschließung auf einmal vollständig genommen werden muß; weil die Gesinnung (animus) sonst bei einer Kapitulation mit dem Laster, um es allmählich zu verlassen, an sich unlauter und selbst lasterhaft sein würde, mithin auch keine Tugend (als die auf einem einzigen Prinzip beruht) hervorbringen könnte.

„Was nun die doktrinale Methode betrifft (denn methodisch muß eine jede wissenschaftliche Lehre sein, sonst wäre der Vortrag tumultuarisch) so kann sie auch nicht fragmentarisch, sondern muß systematisch sein, wenn die Tugendlehre eine Wissenschaft vorstellen soll. — Der Vortrag aber kann entweder akroamatisch, da alle andere, an welche er gerichtet wird, bloße Zuhörer sind, oder erotematisch sein, wo der Lehrer das, was er seine Jünger lehren will, ihnen abfragt; und diese erotematische Methode ist wiederum entweder die, da er es ihrer Vernunft — die dialogische Lehrart — oder bloß ihrem Gedächtniß abfragt — die katechetische Lehrart. Denn wenn jemand der Vernunft des andern etwas abfragen will, so kann es nicht anders als dialogisch, d. i. dadurch geschehen, daß Lehrer und Schüler einander wechselseitig fragen und antworten. Der Lehrer leitet durch Fragen den Gedankengang seines Lehrjüngers dadurch, daß er die Anlage zu gewissen Begriffen in demselben durch vorgelegte Fälle bloß entwickelt (er ist die Hebamme seiner Gedanken); der Lehrling, welcher hiebei inne wird, daß er selbst zu denken vermöge, veranlaßt durch seine Gegenfragen (über Dunkelheit, oder den eingeräumten Sätzen entgegenstehende Zweifel), daß der Lehrer nach dem docendo discimus selbst lernt, wie er gut fragen müsse. (Denn es ist eine, an die Logik ergehende, noch nicht genugsam beherzigte Forderung: daß sie auch Regeln an die Hand gebe, wie man zweckmäßig suchen solle, d. i. nicht immer bloß für bestimmende, sondern auch für vorläufige Urtheile (judicia praevia), durch die man auf

Gedanken gebracht wird; eine Lehre, die selbst dem Mathematiker zu Erfindungen ein Fingerzeig sein kann und die von ihm auch oft angewandt wird).

„Das erste und nothwendigste doktrinale Instrument der Tugendlehre für den noch rohen Zögling ist ein moralischer Katechismus. Dieser muß vor dem Religionskatechismus hergehen und kann nicht bloß als Einschiebsel in die Religionslehre mit verwebt, sondern muß abgesondert, als ein für sich bestehendes Ganzes vorgetragen werden; denn nur durch rein moralische Grundsätze kann der Ueberschritt von der Tugendlehre zur Religion gethan werden, weil dieser ihre Bekenntnisse sonst unlauter sein würden. — Daher haben gerade die würdigsten und größten Theologen Anstand genommen, für die statutarische Religionslehre einen Katechismus abzufassen und sich zugleich für ihn zu verbürgen; da man doch glauben sollte, es wäre das Kleinste, was man aus dem großen Schatz ihrer Gelehrsamkeit zu erwarten berechtigt wäre.

„Dagegen hat ein moralischer Katechismus, als Grundlehre der Tugendpflichten, keine solche Bedenklichkeit oder Schwierigkeit, weil er aus der gemeinen Menschenvernunft (seinem Inhalte nach) entwickelt werden kann, und nur den didaktischen Regeln der ersten Unterweisung (der Form nach) angemessen werden darf. Das formale Prinzip eines solchen Unterrichts aber verstattet zu diesem Zweck nicht die sokratisch-dialogische Lehrart; weil der Schüler nicht einmal weiß, wie er fragen soll; der Lehrer ist also allein der Fragende. Die Antwort aber, die er aus der Vernunft des Lehrlings methodisch lockt, muß in bestimmten, nicht leicht zu verändernden Ausdrücken abgefaßt und aufbewahrt, mithin seinem Gedächtniß anvertraut werden; als worin die katechetische Lehrart sich sowohl von der akroamatischen (da der Lehrer allein spricht) als auch der dialogischen (da beide Theile einander fragend und antwortend sind) unterscheidet.

„Das experimentale (technische) Mittel der Bildung der Tugend ist das gute Exempel*) an dem Lehrer selbst (von exemplarischer Führung zu sein), und das warnende an andern; denn Nachahmung ist dem noch ungebildeten Menschen die erste Willensbestimmung zur Annehmung von Maximen, die er sich in der Folge macht. — Die Angewöhnung ist die Begründung einer beharrlichen Neigung ohne alle Maximen, durch die öftere Befriedigung derselben; und ist ein Mechanismus der Sinnesart, statt eines Prinzips der Denkungsart;

---

*) „Beispiel, ein deutsches Wort, was man gemeiniglich für Exempel als ihm gleichgeltend braucht, ist mit diesem nicht von einerlei Bedeutung. Woran ein Exempel nehmen und zur Verständlichkeit eines Ausdrucks ein Beispiel anführen, sind ganz verschiedene Begriffe. Das Exempel ist ein besonderer Fall von einer praktischen Regel, sofern diese die Thunlichkeit oder Unthunlichkeit einer Handlung vorstellt. Hingegen ein Beispiel ist nur das Besondere (concretum) als unter dem Allgemeinen nach Begriffen (abstractum) enthalten vorgestellt, und bloß theoretische Darstellung eines Begriffs." [Kant hat diese Distinktion anderwärts nicht festgehalten. Vgl. Werke IV. 256.]

wobei das Verlernen in der Folge schwerer wird als das Erlernen. — Was aber die Kraft des Exempels (es sei zum Guten oder Bösen,) betrifft, was sich dem Hange zur Nachahmung oder Warnung darbietet, so kann das, was uns andere geben, keine Tugendmaxime begründen. Denn diese besteht gerade in der subjektiven Autonomie der praktischen Vernunft eines jeden Menschen, mithin, daß nicht anderer Menschen Verhalten, sondern das Gesetz uns zur Triebfeder dienen müsse. Daher wird der Erzieher seinen verunarteten Lehrling nicht sagen: nimm ein Exempel an jenem guten (ordentlichen, fleißigen) Knaben! Denn das wird jenem nur zur Ursache dienen, diesen zu hassen, weil er durch ihn in ein nachtheiliges Licht gestellt wird. Das gute Exempel (der exemplarische Wandel) soll nicht als Muster, sondern nur zum Beweise der Thunlichkeit des Pflichtmäßigen dienen; also nicht die Vergleichung mit irgend einem andern Menschen (wie er ist), sondern mit der Idee der Menschheit (wie er sein soll), also mit dem Gesetz, muß dem Lehrer das nie fehlende Richtmaß seiner Erziehung an die Hand geben.

„Anmerkung. Bruchstück eines moralischen Katechismus. Der Lehrer fragt der Vernunft seines Schülers dasjenige ab, was er ihn lehren will, und wenn dieser etwa nicht die Frage zu beantworten wüßte, so legt er sie ihm (seine Vernunft leitend) in den Mund.

Der Lehrer. Was ist dein größtes, ja dein ganzes Verlangen im Leben?

Der Schüler (schweigt).

D. L. Daß es dir in allem und immer nach Wunsch und Willen gehe. — Wie nennt man einen solchen Zustand?

D. Sch. (schweigt).

D. L. Man nennt ihn Glückseligkeit (das beständige Wohlergehen, vergnügtes Leben, völlige Zufriedenheit mit seinem Zustande). Wenn du nun alle Glückseligkeit (die in der Welt möglich ist) in deiner Hand hättest, würdest du sie alle für dich behalten, oder sie auch deinen Nebenmenschen mittheilen?

D. Sch. Ich würde sie mittheilen, andere auch glücklich und zufrieden machen.

D. L. Das beweist nun wohl, daß du noch so ziemlich ein gutes Herz hast; laß aber sehen, ob du dabei auch guten Verstand zeigst. — Würdest du wohl dem Faullenzer weiche Polster verschaffen, damit er im süßen Nichtsthun sein Leben dahinbringe, oder dem Trunkenbolde es an Wein, und was sonst zur Berauschung gehört, nicht ermangeln lassen, dem Betrüger eine einnehmende Gestalt und Manieren geben, um andere zu überlisten, oder dem Gewaltthätigen Kühnheit und starke Faust, um andere überwältigen zu können? Das sind ja so viel Mittel, die ein jeder sich wünscht, um nach seiner Art glücklich zu sein.

D. Sch. Nein, das nicht.

D. L. Du siehst also: daß, wenn du auch alle Glückseligkeit in

deiner Hand und dazu den festen Willen hättest, du jene doch nicht ohne Bedenken jedem, der zugreift, preisgeben, sondern erst untersuchen würdest, wiefern ein jeder der Glückseligkeit würdig wäre. — Für dich selbst aber würdest du doch wohl kein Bedenken haben, dich mit allem, was du zu deiner Glückseligkeit rechnest, zuerst zu versorgen?

D. Sch. Ja.

D. L. Aber kommt dir da nicht auch die Frage in Gedanken, ob du wohl selbst auch der Glückseligkeit würdig sein mögest?

D. Sch. Allerdings.

D. L. Das nun in dir, was nur nach Glückseligkeit strebt, ist die Neigung; dasjenige aber, was deine Neigung auf die Bedingung einschränkt, dieser Glückseligkeit zuvor würdig zu sein, ist deine Vernunft, und daß du durch deine Vernunft deine Neigung einschränken und überwältigen kannst, das ist die Freiheit deines Willens. Um nun zu wissen, wie du es anfängst, um der Glückseligkeit theilhaftig und doch auch nicht unwürdig zu werden, dazu liegt die Regel und Anweisung ganz allein in deiner Vernunft; das heißt so viel als: Du hast nicht nöthig, diese Regel deines Verhaltens von der Erfahrung, oder von anderen durch ihre Unterweisung abzulernen; deine eigene Vernunft lehrt und gebietet dir geradezu, was du zu thun hast; z. B. wenn dir ein Fall vorkommt, da du durch eine fein ausgedachte Lüge dir oder deinen Freunden einen großen Vortheil verschaffen kannst, ja noch dazu dadurch auch keinem anderen schadest, was sagt dazu deine Vernunft?

D. Sch. Ich soll nicht lügen; der Vortheil für mich und meinen Freund mag so groß sein, wie er immer wolle. Lügen ist niederträchtig und macht den Menschen unwürdig, glücklich zu sein. — Hier ist eine unbedingte Nöthigung durch ein Vernunftgebot (oder Verbot), dem ich gehorchen muß; wogegen alle meine Neigungen verstummen müssen.

D. L. Wie nennt man diese unmittelbar durch die Vernunft dem Menschen auferlegte Nothwendigkeit, einem Gesetze derselben gemäß zu handeln?

D. Sch. Sie heißt Pflicht.

D. L. Also ist dem Menschen die Beobachtung seiner Pflicht die allgemeine und einzige Bedingung der Würdigkeit, glücklich zu sein, und diese ist mit jener ein- und dasselbe. — Wenn wir uns aber auch eines solchen guten und thätigen Willens, durch den wir uns würdig (wenigstens nicht unwürdig) halten, glücklich zu sein, auch bewußt sind, können wir darauf auch die sichere Hoffnung gründen, dieser Glückseligkeit theilhaftig zu werden?

D. Sch. Nein! Darauf allein nicht, denn es steht nicht immer in unserem Vermögen, sie uns zu verschaffen, und der Lauf der Natur richtet sich auch nicht so von selbst nach dem Verdienst, sondern das Glück des Lebens (unsere Wohlfahrt überhaupt) hängt von Umständen ab, die bei weitem nicht alle in des Menschen Gewalt sind. Also bleibt unsere Glückseligkeit immer nur ein Wunsch, ohne daß, wenn

nicht irgend eine andere Macht hinzukommt, dieser jemals Hoffnung werden kann.

D. L. Hat die Vernunft wohl Gründe für sich, eine solche, die Glückseligkeit nach Verdienst und Schuld der Menschen austheilende, über die ganze Natur gebietende und die Welt mit höchster Weisheit regierende Macht als wirklich anzunehmen, d. i. an Gott zu glauben?

D. Sch. Ja; denn wir sehen an den Werken der Natur, die wir beurtheilen können, so ausgebreitete und tiefe Weisheit, die wir uns nicht anders, als durch eine unaussprechlich große Kunst eines Weltschöpfers erklären können, von welchem wir uns denn auch, was die sittliche Ordnung betrifft, in der doch die höchste Zierde der Welt besteht, eine nicht minder weise Regierung zu versprechen, Ursache haben; nämlich daß, wenn wir uns nicht selbst der Glückseligkeit unwürdig machen, welches durch Uebertretung unsrer Pflicht geschieht, wir auch hoffen können, ihrer theilhaftig zu werden."

„In dieser Katechese, welche durch alle Artikel der Tugend und des Lasters durchgeführt werden muß, ist die größte Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß das Pflichtgebot ja nicht auf die aus dessen Beobachtung für den Menschen, den es verbinden soll, ja selbst auch nicht einmal für Andere fließenden Vortheile oder Nachtheile, sondern ganz rein auf das sittliche Prinzip gegründet werde, der letzteren aber nur beiläufig als an sich zwar entbehrlicher, aber für den Gaumen der von der Natur Schwachen zu bloßen Vehikeln dienender Zusätze, Erwähnung geschehe. Die Schändlichkeit, nicht die Schädlichkeit des Lasters (für den Thäter selbst) muß überall hervorstechend dargestellt werden, denn wenn die Würde der Tugend in Handlungen nicht über alles erhoben wird, so verschwindet der Pflichtbegriff selbst, und zerrinnt in bloße pragmatische Vorschriften; da dann der Adel des Menschen in seinem eigenen Bewußtsein verschwindet, und er für einen Preis feil ist und zu Kauf steht, den ihm verführerische Neigungen anbieten.

„Wenn dieses nun weislich und pünktlich nach Verschiedenheit der Stufen des Alters, des Geschlechts und des Standes, die der Mensch nach und nach betritt, aus der eigenen Vernunft des Menschen entwickelt worden, so ist noch etwas, was den Beschluß machen muß, was die Seele inniglich bewegt und den Menschen auf eine Stelle setzt, wo er sich selbst nicht anders, als mit der größten Bewunderung der ihm beiwohnenden ursprünglichen Anlagen betrachten kann, und wovon der Eindruck nie erlischt. — Wenn ihm nämlich beim Schlusse seiner Unterweisung seine Pflichten in ihrer Ordnung noch einmal summarisch vorerzählt (rekapitulirt), wenn er bei jeder derselben darauf aufmerksam gemacht wird, daß alle Uebel, Drangsale und Leiden des Lebens, selbst Bedrohung mit dem Tode, die ihn darüber, daß er seiner Pflicht treu gehorcht, treffen mögen, ihm doch das Bewußtsein, über

sie alle erhoben und Meister zu sein, nicht rauben können, so liegt ihm nun die Frage ganz nahe: was ist das in dir, was sich getrauen darf, mit allen Kräften der Natur in dir und um dich in Kampf zu treten, und sie, wenn sie mit deinen sittlichen Grundsätzen in Streit kommen, zu besiegen? Wenn diese Frage, deren Auflösung das Vermögen der spekulativen Vernunft gänzlich übersteigt und die sich dennoch von selbst einstellt, ans Herz gelegt wird, so muß selbst die Unbegreiflichkeit in diesem Selbsterkenntnisse der Seele eine Erhebung geben, die sie zum Heilighalten ihrer Pflicht nur desto stärker belebt, je mehr sie angefochten wird.

„In dieser katechetischen Moralunterweisung würde es zur sittlichen Bildung von großem Nutzen sein, bei jeder Pflichtzergliederung einige kasuistische Fragen aufzuwerfen und die versammelten Kinder ihren Verstand versuchen zu lassen, wie ein jeder von ihnen die ihm vorgelegte verfängliche Aufgabe aufzulösen meinte. — Nicht allein daß dieses eine, der Fähigkeit des Ungebildeten am meisten angemessene Kultur der Vernunft ist, (weil diese in Fragen, die, was Pflicht ist, betreffen, weit leichter entscheiden kann, als in Ansehung der spekulativen,) und so den Verstand der Jugend überhaupt zu schärfen die schicklichste Art ist; sondern vornehmlich deswegen, weil es in der Natur des Menschen liegt, das zu lieben, worin und in dessen Bearbeitung er es bis zu einer Wissenschaft, (mit der er nun Bescheid weiß,) gebracht hat, und so der Lehrling durch dergleichen Uebungen unvermerkt in das Interesse der Sittlichkeit gezogen wird.

„Von der größten Wichtigkeit aber in der Erziehung ist es, den moralischen Katechismus nicht mit dem Religionskatechismus vermischt vorzutragen (zu amalgamiren), noch weniger ihn auf den letzteren folgen zu lassen; sondern jederzeit den ersteren, und zwar mit dem größten Fleiße und Ausführlichkeit zur klarsten Einsicht zu bringen. Denn ohne dieses wird nachher aus der Religion nichts als Heuchelei, sich aus Furcht zu Pflichten zu bekennen und eine Theilnahme an derselben, die nicht im Herzen ist, zu lügen." —

Dem Vorgange Kant's sind mehrere gefolgt und haben — jetzt längst vergessene — Katechismen der Pflichtenlehre versucht: so Joh. Mich. Hamann, der Sohn des bekannten Schriftstellers Hamann, Freundes von Kant; schon Herbart, wiewohl in Bezug auf die Bildung der Maximen mit Kant einverstanden, erklärte sich gegen dieses Verfahren, vgl. Pädag. Schriften I. 479 und die Anm. daselbst.

Der „ethischen Didaktik", welche Kant übrigens in der ersten Ausgabe des Buches als „ethische Katechetik" einführt, stellt er die „ethische Ascetik", welche die Regeln zur Uebung der Tugend umfassen soll, gegenüber, von der jedoch Schleiermacher in seiner „Kritik der bisherigen Sittenlehre" 1803 S. 425 mit Recht sagt, daß sie mehr hingestellt scheine, um den Platz zu füllen, als der Platz ersonnen ihres Inhalts wegen, und daß sie zudem leer gelassen sei, da keine Mittel und Wege zur Tugendübung aufgezeigt werden.

Im allgemeinen erscheint die Pädagogik in der „Metaphysik der Sitten“ insofern noch ungünstiger gestellt als in der „Kritik der Urtheilskraft“, als Kant nur die Beförderung der eigenen Vollkommenheit, also die Selbsterziehung, nicht aber die Beförderung fremder Vollkommenheit als unmittelbare Pflicht erklärt; in Bezug auf den Andern ist nur die Beförderung von dessen Glückseligkeit unmittelbare Pflicht; eines andern Vollkommenheit sich zum Zwecke zu machen, bezeichnet Kant als einen Widerspruch, da dies jenem selber zukomme und niemand dabei an seine Stelle treten könne, Werke VII. 189 f.

So gewiß Kant damit nur eine weitere Konsequenz seiner Freiheitslehre zieht, so gewiß ist doch auch der Einwurf Schleiermacher's (a. a. O), daß alsdann die Erziehung gar nicht in Betracht kommen dürfe, und die Polemik Herbart's, welcher behauptet, jene Freiheitslehre wäre in ihrem Entstehen zusammengebrochen, wenn Kant das Problem der Erziehung von vornherein in Betracht gezogen hätte (Herbarts Päd. Schriften I. 273, 464 u. oft), durchaus berechtigt. — Konsequenter Weise müßte Kant die Pflicht der Eltern auf die pragmatische Erziehung der Kinder einschränken, die zum Zwecke hat, daß diese sich künftig selbst erhalten; allein er nennt neben dieser, Werke VII. S. 80, doch auch die moralische. — Angemerkt sei noch die Ansicht Kant's, daß, rechtlich betrachtet, die mündig gewordenen Kinder den Eltern für ihre Erziehung nichts schuldig seien, so wie gegenseitig die letzteren ihre Verbindlichkeit gegen die Kinder durch deren Eintritt in die Mündigkeit loswerden und die häusliche Gemeinschaft aufgelöst wird, derart aber wieder angeknüpft werden kann, daß die Kinder in die hausherrliche Gesellschaft eintreten und sich damit dem Gesinde gleichordnen, a. a. O. 82 und 113.

Es erübrigt noch, auf Leben und Lehrthätigkeit Kant's in seinen letzten Perioden einen Blick zu werfen. Während die Schriften Kant's vielfach zu Klagen über Undeutlichkeit und Schwerfälligkeit Anlaß gaben, wird seinen Vorlesungen nach wie vor nachgerühmt, daß sie anziehend, lichtvoll und klar gewesen. Sie waren auf den tüchtigen Mittelschlag der Studierenden berechnet; Kant pflegte beim Beginn seiner Vorlesungen zu sagen, er lese „nicht für die Genie's, denn diese brechen sich nach ihrer Natur selbst die Bahn; nicht für die Dummen, denn sie sind nicht der Mühe werth, wohl aber für die, welche in der Mitte stehen und für ihren künftigen Beruf gebildet sein wollen“ (Schubert, Leben Kants S. 116). Ueber seinen Vortrag der Metaphysik sagt Jachmann (nachmals Provinzialschulrath in Königsberg), der Kant in dessen späterer Zeit hörte: „Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfange, über den Gegenstand nachzudenken, allmählich neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit

dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete." In Bezug auf die Vorlesungen über Moral rühmen seine Hörer, durchaus übereinstimmend mit den Zeugnissen aus der früheren Zeit, daß hier Kant nicht bloß spekulativer Philosoph, sondern auch geistvoller Redner war, der Herz und Gefühl mit sich riß. Auf tiefere Wirkung waren auch Kant's Vorträge über natürliche Theologie angelegt, die er insbesondere für Theologen bestimmte und selbst bei sehr geringer Zahl der Hörer nicht aussetzte, wenn letztere dieser Fakultät angehörten. — Nicht ohne Interesse ist es, zu erfahren, wie Kant das Prüfungsgeschäft handhabte, welches ihm zustand, wenn er das Dekanat bekleidete, was seit 1776 sechsmal der Fall war. Es handelte sich dabei um Prüfungen zum Behufe der Inskription, und sie bezogen sich auf die Gymnasialfächer, besonders die lateinische Sprache. Kant machte dabei in Bezug auf den Umfang der Kenntnisse mäßige Ansprüche, untersuchte aber um so strenger, ob der Boden, der den akademischen Unterricht aufnehmen sollte, ein gesunder und fruchtbarer sei oder nicht (Schubert a. a. O). Mit dem Schulwesen hatte Kant sonst nichts zu schaffen, doch verdient es bemerkt zu werden, daß es sein Augenmerk war, dem Schulfach tüchtige Kräfte zuzuführen; so räth er dem jungen Nicolovius in einem Briefe von 1793 eindringlich, dieses Fach zu ergreifen, da „das Bedürfniß des Publikums, die Schulen dem Fortrücken in der Kultur des Geschmackvollen angemessener zu machen, immer stärker gefühlt werde." Mit der Jugend machte sich Kant, wiewohl selbst ohne Familie, in höherem Alter gern zu thun; der Tag, an welchem Kant bei befreundeten Familien speiste, war für die Kinder ein Festtag; er unterhielt sich halbe Stunden lang mit den Kleinen und prüfte in freundlicher Weise die Knaben über ihre Fortschritte im Unterrichte. (Schubert a. a. O. 197. u. 193).

Die akademische Wirksamkeit Kants erlitt, als er bereits das ein- und siebzigste Jahr angetreten, eine empfindliche Störung dadurch, daß ihm die Lehrfreiheit, die er unter Friedrich II. im reichsten Maße genossen, durch dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. auf Anstiften des Ministers Wöllner verkürzt wurde. Kant's Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" 1793 gab dem Minister den Anlaß, ihm durch Reskript vom Jahre 1794 den königlichen Unwillen darüber, daß er seine Philosophie „zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums" mißbrauche, auszusprechen und „gewissenhafteste Verantwortung" aufzuerlegen. Kant war durch die Verkennung seiner Absichten aufs tiefste verletzt, doch ließ er sich durch den Unmuth nicht verleiten, sich an die Oeffentlichkeit zu wenden, unterließ sogar, um den Kampf auf sein Innerstes zu beschränken und ihn um so reiner und tiefer auszukämpfen, seinen Amtsgenossen und vertrauteren Freunden Mittheilung zu machen. Die Maxime, welche schließlich sein Handeln bestimmte, war: „Widerruf und Verleugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in

einem Fall, wie der gegenwärtige, ist Unterthanenpflicht, und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." So lautet eine auf einen Zettel geschriebene Notiz, die sich in Kant's Nachlaß vorfand. Seine Erklärung war gehalten und angemessen; er verzichtete darauf, in Wort und Schrift religiöse Fragen zu berühren, somit auch die ihm theuren Vorlesungen über natürliche Theologie weiter zu halten, wobei er sich jedoch durch eine Wendung vorbehielt, daß der Verzicht nur dem regierenden Könige gelte. Nachmals, nachdem der König gestorben, Wöllner entlassen und eine freiere Richtung maßgebend geworden war, machte Kant die ganze Angelegenheit in seinem „Streit der Fakultäten" 1798 öffentlich bekannt. Allein jene Vorlesungen konnte er nicht mehr aufnehmen, da ihn die Schwäche des Alters zwang im Herbst 1797, sechs und ein halbes Jahr vor seinem Tode — er starb am 12. Februar 1804 — seine Vorlesungen überhaupt zu schließen.

Dem Alter hat Kant übrigens lange den Einfluß auf seine körperliche und geistige Verfassung streitig gemacht. Wie er in seiner Jugend mit der Dürftigkeit, ja Armuth erfolgreich rang und sich dadurch weder von seinem Lebensziele abbringen, noch bestimmen ließ, auch nur die kleinste Hülfeleistung von andern anzunehmen; wie er durch sein ganzes Leben seinen Körper so zu beherrschen wußte, daß ihm dessen Mängel, — er war schwächlich und hatte eine flach gebaute Brust, die ihm Beschwerden machte — so wenig berührten, als ob sie ihn gar nichts angingen, und so ein lebendiges Beispiel wurde von der „Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden" — worüber er in dem allbekannten Schreiben an Hufeland (Werke VII. S. 409 f.) goldene Regeln giebt — so wußte er durch streng regelmäßige Lebensweise, und durch weises Maßhalten in Arbeit und Genuß, welch letzteren er auf die Freuden eines heitern geselligen Mahles beschränkte, auch das Alter zu bannen, so weit dies in eines Sterblichen Macht liegt. Nicht mit Unrecht hat man Kant als ein Muster der Selbsterziehung bezeichnet. —

Immanuel Kant,

Ueber Pädagogik.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß. Unter der Erziehung nämlich verstehen wir die Wartung (Verpflegung, Unterhaltung), Disziplin (Zucht) und Unterweisung nebst der Bildung. Dem zufolge ist der Mensch Säugling, — Zögling, — und Lehrling.

Die Thiere gebrauchen ihre Kräfte, sobald sie deren nur welche haben, regelmäßig, d. h. in der Art, daß sie ihnen selbst nicht schädlich werden. Es ist in der That bewundernswürdig, wenn man z. E. die jungen Schwalben wahrnimmt, die kaum aus den Eiern gekrochen und noch blind sind, wie die es nichts desto weniger zu machen wissen, daß sie ihre Exkremente aus dem Neste fallen lassen. Thiere brauchen daher keine Wartung, höchstens Futter, Erwärmung und Anführung, oder einen gewissen Schutz. Ernährung brauchen wohl die meisten Thiere, aber keine Wartung. Unter Wartung nämlich versteht man die Vorsorge der Eltern, daß die Kinder keinen schädlichen Gebrauch von ihren Kräften machen. Sollte ein Thier z. E. gleich wenn es auf die Welt kommt, schreien, wie die Kinder es thun, so würde es unfehlbar der Raub der Wölfe und anderer wilden Thiere werden, die es durch sein Geschrei herbeigelockt. [1])

Disziplin oder Zucht ändert die Thierheit in die Menschheit um Ein Thier ist schon alles durch seinen Instinkt; eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigene Vernunft. Er hat keinen Instinkt und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Weil er aber nicht sogleich im Stande ist, dieses zu thun, sondern roh auf die Welt kommt, so müssen es andere für ihn thun. [2])

Die Menschengattung soll die ganze Naturanlage der Menschheit, durch ihre eigene Bemühung, nach und nach von selbst herausbringen. Eine Generation erzieht die andere. Den ersten Anfang kann man dabei in einem rohen, oder auch in einem vollkommenen, ausgebildeten Zustande suchen. Wenn dieser letztere als vorher und zuerst gewesen angenommen wird, so muß der Mensch doch nachmals wieder verwildert und in Rohigkeit verfallen sein. [3])

Disziplin verhütet, daß der Mensch nicht durch seine thierischen Antriebe von seiner Bestimmung, der Menschheit, abweiche. Sie muß ihn z. E. einschränken, daß er sich nicht wild und unbesonnen in Gefahren begebe. Zucht ist also bloß negativ, nämlich die Handlung, wodurch man dem Menschen die Wildheit benimmt, Unterweisung hingegen ist der positive Theil der Erziehung.

Wildheit ist die Unabhängigkeit von Gesetzen. Disziplin unterwirft den Menschen den Gesetzen der Menschheit und fängt an, ihm den Zwang der Gesetze fühlen zu lassen. Dieses muß aber frühe geschehen. So schickt man z. E. Kinder anfangs in die Schule, nicht schon in der Absicht, damit sie dort etwas lernen sollen, sondern damit sie sich daran gewöhnen mögen, still zu sitzen und pünktlich das zu beobachten, was ihnen vorgeschrieben wird, damit sie nicht in Zukunft jeden ihrer Einfälle wirklich auch und augenblicklich in Ausübung bringen mögen.

Der Mensch hat aber von Natur eineu so großen Hang zur Freiheit, daß, wenn er erst eine Zeitlang an sie gewöhnt ist, er ihr alles aufopfert. Eben daher muß denn die Disziplin auch, wie gesagt, sehr frühe in Anwendung gebracht werden, denn wenn das nicht geschieht, so ist es schwer, den Menschen nachher zu ändern. Er folgt dann jeder Laune. Man sieht es auch an den wilden Nationen, daß, wenn sie gleich den Europäern längere Zeit hindurch Dienste thun, sie sich doch nie an ihre Lebensart gewöhnen. Bei ihnen ist dieses aber nicht ein edler Hang zur Freiheit, wie Rousseau und andere meinen, sondern eine gewisse Rohigkeit, indem das Thier hier gewissermaßen die Menschheit noch nicht in sich entwickelt hat. Daher muß der Mensch frühe gewöhnt werden, sich den Vorschriften der Vernunft zu unterwerfen. Wenn man ihm in der Jugend seinen Willen gelassen und ihm da nichts widerstanden hat, so behält er eine gewisse Wildheit durch sein ganzes Leben. Und es hilft denen auch nicht, die durch allzugroße mütterliche Zärtlichkeit in der Jugend geschont werden, denn es wird ihnen weiterhin nur desto mehr von allen Seiten her widerstanden, und überall bekommen sie Stöße, sobald sie sich in die Geschäfte der Welt einlassen.

Dieses ist ein gewöhnlicher Fehler bei der Erziehung der Großen, daß man ihnen, weil sie zum Herrschen bestimmt sind, auch in der Jugend nie eigentlich widersteht. Bei dem Menschen ist, wegen seines Hanges zur Freiheit, eine Abschleifung seiner Rohigkeit nöthig; bei dem Thiere hingegen wegen seines Instinktes nicht. —

Der Mensch braucht Wartung und Bildung. Bildung begreift unter sich Zucht und Unterweisung. Diese braucht, soviel man weiß, kein Thier. Denn keins derselben lernt etwas von den Alten, außer die Vögel ihren Gesang. Hierin werden sie von den Alten unterrichtet, und es ist rührend anzusehen, wenn, wie in einer Schule, die Alte ihren Jungen aus allen Kräften vorsingt, und diese sich bemühen, aus ihren kleinen Kehlen dieselben Töne herauszubringen. Um sich zu überzeugen, daß die Vögel nicht aus Instinkt singen, sondern es wirklich lernen, lohnt es der Mühe, die Probe zu machen, und etwa die Hälfte von ihren Eiern den Kanarienvögeln wegzunehmen, und ihnen Sperlingseier unterzulegen, oder auch wol die ganz jungen Sperlinge mit ihren Jungen zu vertauschen. Bringt man diese nun in eine Stube, wo sie die Sperlinge nicht draußen hören können, so lernen sie den Gesang der Kanarienvögel, und man bekommt singende Sperlinge. Es ist auch in der That sehr zu bewundern, daß jede Vogelgattung durch alle Generationen einen gewissen Hauptgesang behält, und die Tradition des Gesanges ist wol die treueste in der Welt. [4])

Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Es ist zu bemerken, daß der Mensch nur durch Menschen erzogen wird, durch Menschen, die ebenfalls erzogen sind. Daher macht auch Mangel an Disziplin und Unterweisung bei einigen Menschen sie wieder zu schlechten Erziehern ihrer Zöglinge. [5]) Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, so würde man doch sehen, was aus dem Menschen werden könne. Da die Erziehung aber theils den Menschen einiges lehrt, theils einiges auch nur bei ihm entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit bei ihm die Naturanlagen gehen. Würde hier wenigstens ein Experiment durch Unterstützung der Großen und durch die vereinigten Kräfte vieler gemacht, so würde auch das schon uns Aufschlüsse darüber geben, wie weit es der Mensch etwa zu bringen vermöge. Aber es ist für den spekulativen Kopf eine eben so wichtige, als für den Menschenfreund eine traurige Bemerkung, zu sehen, wie die Großen meistens nur immer für sich sorgen und nicht an dem wichtigen Experimente der Erziehung in der Art theilnehmen, daß die Natur einen Schritt näher zur Vollkommenheit thue.

Es ist niemand, der nicht in seiner Jugend verwahrloset wäre und es im reifern Alter nicht selbst einsehen sollte, worin, es sei in

der Disziplin oder in der Kultur (so kann man die Unterweisung nennen) er vernachlässigt worden.

Derjenige, der nicht kultivirt ist, ist roh, wer nicht disziplinirt ist, ist wild. Verabsäumung der Disziplin ist ein größeres Uebel, als Verabsäumung der Kultur, denn diese kann noch weiterhin nachgeholt werden; Wildheit aber läßt sich nicht wegbringen, und ein Versehen in der Disziplin kann nie ersetzt werden. Vielleicht, daß die Erziehung immer besser werden, und daß jede folgende Generation einen Schritt näher thun wird zur Vervollkommnung der Menschheit; denn hinter der Edukation steckt das große Geheimniß der Vollkommenheit der menschlichen Natur. Von jetzt an kann dieses geschehen. Denn nun erst fängt man an, richtig zu urtheilen und deutlich einzusehen, was eigentlich zu einer guten Erziehung gehöre. Es ist entzückend, sich vorzustellen, daß die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und daß man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklichern Menschengeschlechte.[6]) —

Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal, und es schadet nichts, wenn wir auch nicht gleich im Stande sind, es zu realisiren. Man muß nur nicht gleich die Idee für chimärisch halten und sie als einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bei ihrer Ausführung eintreten.

Eine Idee ist nichts anderes, als der Begriff von einer Vollkommenheit, die sich in der Erfahrung noch nicht vorfindet. Z. E. die Idee einer vollkommenen, nach Regeln der Gerechtigkeit regierten Republik! Ist sie deswegen unmöglich? Erst muß unsere Idee nur richtig sein, und dann ist sie bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung noch im Wege stehen, gar nicht unmöglich. Wenn z. E. ein jeder löge, wäre deshalb das Wahrreden eine bloße Grille? Und die Idee einer Erziehung, die alle Naturanlagen im Menschen entwickelt, ist allerdings wahrhaft.[7])

Bei der jetzigen Erziehung erreicht der Mensch nicht ganz den Zweck seines Daseins. Denn wie verschieden leben die Menschen! Eine Gleichförmigkeit unter ihnen kann nur stattfinden, wenn sie nach einerlei Grundsätzen handeln, und diese Grundsätze müßten ihnen zur andern Natur werden. Wir können an dem Plane einer zweckmäßigeren Erziehung arbeiten und eine Anweisung zu ihr der Nachkommenschaft überliefern, die sie nach und nach realisiren kann. Man sieht z. B. an den Aurikeln, daß, wenn man sie aus der Wurzel

zieht, man sie alle nur von einer und derselben Farbe bekommt; wenn man dagegen aber ihren Samen aussäet, so bekommt man sie von ganz anderen und den verschiedensten Farben. Die Natur hat also doch die Keime in sie gelegt, und es kömmt nur auf das gehörige Säen und Verpflanzen an, um diese in ihnen zu entwickeln. So auch bei dem Menschen!

Es liegen viele Keime in der Menschheit, und nun ist es unsere Sache, die Naturanlagen proportionirlich zu entwickeln und die Menschheit aus ihren Keimen zu entfalten, und zu machen, daß der Mensch seine Bestimmung erreiche. Die Thiere erfüllen diese von selbst, und ohne daß sie sie kennen. Der Mensch muß erst suchen, sie zu erreichen, dieses kann aber nicht geschehen, wenn er nicht einmal einen Begriff von seiner Bestimmung hat. Bei dem Individuo ist die Erreichung der Bestimmung auch gänzlich unmöglich. Wenn wir ein wirklich ausgebildetes erstes Menschenpaar annehmen, so wollen wir doch sehen, wie es seine Zöglinge erzieht. Die ersten Eltern geben den Kindern schon ein Beispiel, die Kinder ahmen es nach, und so entwickeln sich einige Naturanlagen. Alle können nicht auf diese Art ausgebildet werden, denn es sind meistens alles nur Gelegenheitsumstände, bei denen die Kinder Beispiele sehen. Vormals hatten die Menschen keinen Begriff einmal von der Vollkommenheit, die die menschliche Natur erreichen kann. Wir selbst sind noch nicht einmal mit diesem Begriffe auf dem Reinen. Soviel ist aber gewiß, daß nicht einzelne Menschen, bei aller Bildung ihrer Zöglinge, es dahin bringen können, daß dieselben ihre Bestimmung erreichen. Nicht einzelne Menschen, sondern die Menschengattung soll dahin gelangen. [8]).

Die Erziehung ist eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommnet werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zu Stande bringen, die alle Naturanlagen des Menschen proportionirlich und zweckmäßig entwickelt, und so die ganze Menschengattung zu ihrer Bestimmung führt. — Die Vorsehung hat gewollt, daß der Mensch das Gute aus sich selbst herausbringen soll,. und spricht, so zu sagen, zum Menschen: „Gehe in die Welt, — so etwa könnte der Schöpfer den Menschen anreden — ich habe dich ausgerüstet mit allen Anlagen zum Guten. [9]) Dir kömmt es zu, sie zu entwickeln, und so hängt dein eigenes Glück und Unglück von dir selbst ab." —

Der Mensch soll seine Anlagen zum Guten erst entwickeln; die Vorsehung hat sie nicht schon fertig in ihn gelegt; es sind bloße An-

lagen und ohne den Unterschied der Moralität. Sich selbst besser machen, sich selbst kultiviren, und wenn er böse ist, Moralität bei sich hervorbringen, das soll der Mensch. Wenn man das aber reiflich überdenkt, so findet man, daß dieses sehr schwer sei. Daher ist die Erziehung das größeste Problem, und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden. Denn Einsicht hängt von der Erziehung, und Erziehung hängt wieder von der Einsicht ab. Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts thun; und nur dadurch, daß eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzu thut und es so der folgenden übergiebt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen. Welche große Kultur und Erfahrung setzt also nicht dieser Begriff voraus! Er konnte demnach auch nur spät entstehen, und wir selbst haben ihn noch nicht ganz in's Reine gebracht.

Zwei Erfindungen der Menschen kann man wohl als die schwersten ansehen; die der Regierungs- und die der Erziehungskunst nämlich, und doch ist man selbst in ihrer Idee noch streitig. —

Ob die Erziehung im einzelnen wohl der Ausbildung der Menschheit im allgemeinen, durch ihre verschiedenen Generationen, nachahmen soll? [10])

Von wo fangen wir nun aber an, die menschlichen Anlagen zu entwickeln? Sollen wir von dem rohen, oder von einem schon ausgebildeten Zustande anfangen? Es ist schwer, sich eine Entwickelung aus der Roheit zu denken, (daher ist auch der Begriff des ersten Menschen so schwer) und wir sehen, daß bei einer Entwickelung aus einem solchen Zustande man doch immer wieder in Rohigkeit zurückgefallen ist, und dann erst sich wieder auf's neue aus demselben emporgehoben hat. Auch bei sehr gesitteten Völkern finden wir in den frühesten Nachrichten, die sie uns aufgezeichnet hinterlassen haben, — und wie viele Kultur gehört nicht schon zum Schreiben? so daß man in Rücksicht auf gesittete Menschen den Anfang der Schreibekunst den Anfang der Welt nennen könnte — ein starkes Angrenzen an Rohigkeit.

Weil die Entwickelung der Naturanlagen bei dem Menschen nicht von selbst geschieht, so ist alle Erziehung — eine Kunst. — Die Natur hat dazu keinen Instinkt in ihn gelegt. — Der Ursprung sowohl, als der Fortgang dieser Kunst ist entweder mechanisch, ohne Plan, nach gegebenen Umständen geordnet, oder judiziös. Mechanisch entspringt die Erziehungskunst bloß bei vorkommenden Gelegenheiten, wo wir erfahren, ob etwas dem Menschen schädlich oder nützlich sei. Alle Erziehungskunst, die bloß mechanisch entspringt, muß sehr viele Fehler und Mängel an sich tragen, weil sie keinen Plan zum Grunde

hat. Die Erziehungskunst oder Pädagogik muß also judiziös werden, wenn sie die menschliche Natur so entwickeln soll, daß sie ihre Bestimmung erreiche. Schon erzogene Eltern sind Beispiele, nach denen sich die Kinder bilden, zur Nachachtung. Aber wenn diese besser werden sollen, so muß die Pädagogik ein Studium werden, sonst ist nichts von ihr zu hoffen, und ein in der Erziehung verdorbener erzieht sonst den andern. Der Mechanismus in der Erziehungskunst muß in Wissenschaft verwandelt werden, sonst wird sie nie ein zusammenhängendes Bestreben werden, und eine Generation möchte niederreißen, was die andere schon aufgebaut hätte.

Ein Prinzip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustande des menschlichen Geschlechts, das ist: der Idee der Menschheit, und deren ganzer Bestimmung angemessen, erzogen werden. Dieses Prinzip ist von großer Wichtigkeit.

Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sei sie auch verderbt, passen. 11) Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde. Es finden sich hier aber zwei Hindernisse:

1) Die Eltern nämlich sorgen gemeiniglich nur dafür, daß ihre Kinder gut in der Welt fortkommen, und 2) die Fürsten betrachten ihre Unterthanen nur wie Instrumente zu ihren Absichten.

Eltern sorgen für das Haus, Fürsten für den Staat. Beide haben nicht das Weltbeste und die Vollkommenheit, dazu die Menschheit bestimmt ist, und wozu sie auch die Anlage hat, zum Endzwecke. Die Anlage zu einem Erziehungsplane muß aber kosmopolitisch gemacht werden. Und ist dann das Weltbeste eine Idee, die uns in unserm Privatbesten kann schädlich sein? Niemals! Denn wenn es gleich scheint, daß man bei ihr etwas aufopfern müsse, so befördert man doch nichts desto weniger durch sie immer auch das Bestesein es gegenwärtigen Zustandes. Und dann, welche herrlichen Folgen begleiten sie! Gute Erziehung gerade ist das, woraus alles Gute in der Welt entspringt. Die Keime, die im Menschen liegen, müssen nur immer mehr entwickelt werden. Denn die Gründe zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, daß die Natur nicht unter Regeln gebracht wird. Im Menschen liegen nur Keime zum Guten. 12)

Wo soll der bessere Zustand der Welt nun aber herkommen?

Von den Fürsten, oder von den Unterthanen? daß diese nämlich sich erst selbst bessern und einer guten Regierung auf dem halben Wege entgegen kommen? Soll er von den Fürsten begründet werden, so muß erst die Erziehung der Prinzen besser werden, die geraume Zeit hindurch noch immer den großen Fehler hatte, daß man ihnen in der Jugend nicht widerstand. Ein Baum aber, der auf dem Felde allein steht, wächst krumm und breitet seine Aeste weit aus; ein Baum hingegen, der mitten im Walde stehet, wächst, weil die Bäume neben ihm ihm widerstehen, gerade auf, und sucht Luft und Sonne über sich. [13]) So ist es auch mit den Fürsten. Doch ist es noch immer besser, daß sie von jemand aus der Zahl der Unterthanen erzogen werden, als wenn sie von Ihresgleichen erzogen würden. Das Gute dürfen wir also von oben her nur in dem Falle erwarten, daß die Erziehung dort die vorzüglichere ist! Daher kommt es hier denn hauptsächlich auf Privatbemühungen an, und nicht sowohl auf das Zuthun der Fürsten, wie Basedow und andere meinten, denn die Erfahrung lehrt es, daß sie zunächst nicht sowohl das Weltbeste, als vielmehr nur das Wohl ihres Staates zur Absicht haben, damit sie ihre Zwecke erreichen. Geben sie aber das Geld dazu her, so muß es ja ihnen auch anheimgestellt bleiben, dazu den Plan vorzuzeichnen. So ist es in allem, was die Ausbildung des menschlichen Geistes, die Erweiterung menschlicher Erkenntnisse betrifft. Macht und Geld schaffen es nicht, erleichtern es höchstens. Aber sie könnten es schaffen, wenn die Staatsökonomie nicht für die Reichskasse nur im voraus die Zinsen berechnete. Auch Akademien thaten es bisher nicht, und daß sie es noch thun werden, dazu war der Anschein nie geringer, als jetzt.

Demnach sollte auch die Einrichtung der Schulen bloß von dem Urtheile der aufgeklärtesten Kenner abhängen. Alle Kultur fängt von dem Privatmanne an und breitet von daher sich aus. Bloß durch die Bemühung der Personen von extendirteren Neigungen, die Antheil an dem Weltbesten nehmen und der Idee eines zukünftigen bessern Zustandes fähig sind, ist die allmähliche Annäherung der menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich. Sieht hin und wieder doch noch mancher Große sein Volk gleichsam nur für einen Theil des Naturreiches an, und richtet also auch nur darauf sein Augenmerk, daß es fortgepflanzt werde. Höchstens verlangt man dann auch noch Geschicklichkeit, aber bloß um die Unterthanen desto besser als Werkzeug zu seinen Absichten gebrauchen zu können. Privatmänner müssen freilich auch zuerst den Naturzweck vor Augen haben, aber dann auch besonders auf die Entwickelung der Menschheit und dahin sehen, daß sie nicht nur geschickt, sondern auch gesittet werde,

und, welches das schwerste ist, daß sie suchen, die Nachkommenschaft weiter zu bringen, als sie selbst gekommen sind.

[14]) Erst muß man Experimentalschulen errichten, ehe man Normalschulen errichten kann. Die Erziehung und Unterweisung muß nicht bloß mechanisch sein, sondern auf Prinzipien beruhen. Doch darf sie auch nicht bloß räsonnirend, sondern gleich, in gewisser Weise, Mechanismus sein. In Oesterreich gab es meistens nur Normalschulen, die nach einem Plan errichtet waren, wider den vieles mit Grunde gesagt wurde, und dem man besonders blinden Mechanismus vorwerfen konnte. [15]) Nach diesen Normalschulen mußten sich denn alle andere richten, und man weigerte sich sogar, Leute zu befördern, die nicht in diesen Schulen gewesen waren. Solche Vorschriften zeigen, wie sehr die Regierung sich hiermit befasse, und bei einem dergleichen Zwange kann wohl unmöglich etwas Gutes gedeihen.

Man bildet sich zwar insgemein ein, daß Experimente bei der Erziehung nicht nöthig wären, und daß man schon aus der Vernunft urtheilen könne, ob etwas gut oder nicht gut sein werde. Man irret hierin aber sehr, und die Erfahrung lehrt, daß sich oft bei unsern Versuchen ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen, von denen, die man erwartete. Man sieht also, daß, da es auf Experimente ankommt, kein Menschenalter einen völligen Erziehungsplan darstellen kann. Die einzige Experimentalschule, die hier gewissermaßen den Anfang machte, die Bahn zu brechen, war das Dessauische Institut. Man muß ihm diesen Ruhm lassen, ohngeachtet der vielen Fehler, die man ihm zum Vorwurfe machen könnte; Fehler, die sich bei allen Schlüssen, die man aus Versuchen macht, vorfinden, daß nämlich noch immer neue Versuche dazu gehören. Es war in gewisser Weise die einzige Schule, bei der die Lehrer die Freiheit hatten, nach eigenen Methoden und Planen zu arbeiten, und wo sie unter sich sowohl, als auch mit allen Gelehrten in Deutschland in Verbindung standen. [16])

Bei der Erziehung muß der Mensch also 1) diszipliniert werden. Diszipliniren heißt suchen zu verhüten, daß die Thierheit nicht der Menschheit, in dem einzelnen sowohl, als gesellschaftlichen Menschen, zum Schaden gereiche. Disziplin ist also bloß Bezähmung der Wildheit.

2) Muß der Mensch kultivirt werden. Kultur begreift unter sich die Belehrung und die Unterweisung. Sie ist die Verschaffung der Geschicklichkeit. Diese ist der Besitz eines Vermögens, welches zu allen beliebigen Zwecken zureichend ist. Sie bestimmt also gar keine Zwecke, sondern überläßt das nachher den Umständen.

Einige Geschicklichkeiten sind in allen Fällen gut, z. E. das Lesen und Schreiben; andere nur zu einigen Zwecken, z. E. die Musik, um uns beliebt zu machen. Wegen der Menge der Zwecke wird die Geschicklichkeit gewissermaßen unendlich.

3) Muß man darauf sehen, daß der Mensch auch klug werde, in die menschliche Gesellschaft passe, daß er beliebt sei, und Einfluß habe. Hiezu gehört eine gewisse Art von Kultur, die man Zivilisirung nennet. Zu derselben sind Manieren, Artigkeit und eine gewisse Klugheit erforderlich, der zufolge man alle Menschen zu seinen Endzwecken gebrauchen kann. Sie richtet sich nach dem wandelbaren Geschmacke jedes Zeitalters. So liebte man noch vor wenigen Jahrzehnten Zeremonien im Umgange.

4) Muß man auf die Moralisirung sehen. Der Mensch soll nicht bloß zu allerlei Zwecken geschickt sein, sondern auch die Gesinnung bekommen, daß er nur lauter gute Zwecke erwähle. Gute Zwecke sind diejenigen, die nothwendigerweise von jedermann gebilligt werden, und die auch zu gleicher Zeit jedermanns Zwecke sein können. 17) —

Der Mensch kann entweder bloß dressirt, abgerichtet, mechanisch unterwiesen, oder wirklich aufgeklärt werden. Man dressirt Hunde, Pferde, und man kann auch Menschen dressiren. (Dieses Wort kommt aus dem Englischen her, von to dress, kleiden. Daher auch Dreßkammer, der Ort, wo die Prediger sich umkleiden, und nicht Trostkammer.) 17a)

Mit dem Dressiren aber ist es noch nicht ausgerichtet, sondern es kommt vorzüglich darauf an, daß Kinder denken lernen. Das geht auf die Prinzipien hinaus, aus denen alle Handlungen entspringen. Man sieht also, daß bei einer echten Erziehung sehr vieles zu thun ist. Gewöhnlich wird aber bei der Privaterziehung das vierte wichtigste Stück noch wenig in Ausübung gebracht, denn man erzieht die Kinder im wesentlichen so, daß man die Moralisirung dem Prediger überläßet. Wie unendlich wichtig ist es aber nicht, die Kinder von Jugend auf das Laster verabscheuen zu lehren, nicht gerade allein aus dem Grunde, weil Gott es verboten hat, sondern weil es in sich selbst verabscheuungswürdig ist. Sonst nämlich kommen sie leicht auf die Gedanken, daß sie es wohl immer würden ausüben können, und daß es übrigens wohl würde erlaubt sein, wenn Gott es nur nicht verboten hätte, und daß Gott daher wohl einmal eine Ausnahme machen könne. Gott ist das heiligste Wesen und will nur das, was gut ist, und verlangt, daß wir die Tugend ihres innern Werthes wegen ausüben sollen, und nicht deswegen, weil er es verlangt.

Wir leben im Zeitpunkte der Disziplinirung, Kultur

und Zivilisirung, aber noch lange nicht in dem Zeitpunkte der Moralisirung. Bei dem jetzigen Zustande der Menschen kann man sagen, daß das Glück der Staaten zugleich mit dem Elende der Menschen wachse. Und es ist noch die Frage, ob wir im rohen Zustande, da alle diese Kultur bei uns nicht stattfände, nicht glücklicher als in unserm jetzigen Zustande sein würden? 18) Denn wie kann man Menschen glücklich machen, wenn man sie nicht sittlich und weise macht? Die Quantität des Bösen wird dann nicht vermindert.

Die Erziehung schließt Versorgung und Bildung in sich. Diese ist 1) negativ, die Disziplin, die bloß Fehler abhält. 2) positiv, die Unterweisung und Anführung, und gehört in so ferne zur Kultur. Anführung ist die Leitung in der Ausübung desjenigen, was man gelehrt hat. Daher entsteht der Unterschied zwischen Informator, der bloß ein Lehrer, und Hofmeister, der ein Führer ist. Jener erzieht bloß für die Schule, dieser für das Leben.

Die erste Epoche bei dem Zöglinge ist die, da er Unterwürfigkeit und einen passiven Gehorsam beweisen muß; die andere, da man ihn schon einen Gebrauch von der Ueberlegung und seiner Freiheit, doch unter Gesetzen, machen läßt. In der ersten ist ein mechanischer, in der andern ein moralischer Zwang.

Die Erziehung ist entweder eine Privat- oder eine öffentliche Erziehung. Letztere betrifft nur die Information, und diese kann immer öffentlich bleiben. Die Ausübung der Vorschriften wird der erstern überlassen. Eine vollständige öffentliche Erziehung ist diejenige, die beides, Unterweisung und moralische Bildung, vereiniget. Ihr Zweck ist: Beförderung einer guten Privaterziehung. Eine Schule, in der dieses geschieht, nennt man ein Erziehungsinstitut. Solcher Institute können nicht viele, und die Anzahl der Zöglinge in denselben kann nicht groß sein, weil sie sehr kostbar sind, und ihre bloße Einrichtung schon sehr vieles Geld erfordert. Es verhält sich mit ihnen, wie mit den Armenhäusern und Hospitälern. Die Gebäude, die dazu erfordert werden, die Besoldung der Direktoren, Aufseher und Bedienten nehmen schon die Hälfte von dem dazu ausgesetzten Gelde weg, und es ist ausgemacht, daß, wenn man dieses Geld den Armen in ihre Häuser schickte, sie viel besser verpflegt werden würden. Daher ist es auch schwer, daß andere, als bloß reicher Leute Kinder, an solchen Instituten Theil nehmen können.

Der Zweck solcher öffentlicher Institute ist: die Vervollkommnung

der häuslichen Erziehung. Wenn erst nur die Eltern, oder andere, die ihre Mitgehülfen in der Erziehung sind, gut erzogen wären, so könnte der Aufwand der öffentlichen Institute wegfallen. In ihnen sollen Versuche gemacht und Subjekte gebildet werden, und so soll aus ihnen dann eine gute häusliche Erziehung entspringen.

Die Privaterziehung besorgen entweder die Eltern selbst, oder, da diese bisweilen nicht Zeit, Fähigkeit, oder auch wohl gar nicht Lust dazu haben, andere Personen, die besoldete Mitgehülfen sind. Bei der Erziehung durch diese Mitgehülfen findet sich aber der sehr schwierige Umstand, daß die Autorität zwischen den Eltern und diesen Hofmeistern getheilt ist. Das Kind soll sich nach den Vorschriften der Hofmeister richten, und dann auch wieder den Grillen der Eltern folgen. Es ist bei einer solchen Erziehung nothwendig, daß die Eltern ihre ganze Autorität an die Hofmeister abtreten.

In wie ferne dürfte aber die Privaterziehung vor der öffentlichen, oder diese vor jener, Vorzüge haben? Im allgemeinen scheint doch, nicht bloß von Seiten der Geschicklichkeit, sondern auch in Betreff des Charakters eines Bürgers, die öffentliche Erziehung vortheilhafter, als die häusliche zu sein. Die letztere bringt gar oft nicht nur Familienfehler hervor, sondern pflanzt dieselben auch fort. —

Wie lange aber soll die Erziehung denn dauern? Bis zu der Zeit, da die Natur selbst den Menschen bestimmt hat, sich selbst zu führen, da der Instinkt zum Geschlechte sich bei ihm entwickelt, da er selbst Vater werden kann und selbst erziehen soll, ohngefähr bis zu dem sechzehnten Jahre. Nach dieser Zeit kann man wohl noch Hülfsmittel der Kultur gebrauchen und eine versteckte Disziplin ausüben, aber keine ordentliche Erziehung mehr.

Die Unterwürfigkeit des Zöglinges ist entweder *positiv*, da er thun muß, was ihm vorgeschrieben wird, weil er nicht selbst urtheilen kann und die bloße Fähigkeit der Nachahmung noch in ihm fortdauert, oder *negativ*, da er thun muß, was andere wollen, wenn er will, daß andere ihm wieder etwas zu Gefallen thun sollen. Bei der ersten tritt Strafe ein, bei der anderen dies, daß man nicht thut, was er will; er ist hier, obwohl er bereits denken kann, dennoch in seinem Vergnügen abhängig.

Eines der größesten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nöthig! Wie kultivire ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn selbst zugleich anführen, seine

Freiheit gut zu gebrauchen. Ohne dies ist alles bloßer Mechanismus, und der der Erziehung Entlassene weiß sich seiner Freiheit nicht zu bedienen. Er muß früh den unvermeidlichen Widerstand der Gesellschaft fühlen, um die Schwierigkeit, sich selbst zu erhalten, zu entbehren, und zu erwerben, um unabhängig zu sein, kennen zu lernen.

Hier muß man folgendes beobachten: 1) daß man das Kind von der ersten Kindheit an in allen Stücken frei sein lasse, (ausgenommen in den Dingen, wo es sich selbst schadet, z. E. wenn es nach einem blanken Messer greift,) wenn es nur nicht auf die Art geschieht, daß es Anderer Freiheit im Wege ist; z. E. wenn es schreiet, oder auf eine allzulaute Art lustig ist, so beschwert es andere schon. 2) Muß man ihm zeigen, daß es seine Zwecke nicht anders erreichen könne, als nur dadurch, daß es andere ihre Zwecke auch erreichen lasse, z. E. daß man ihm kein Vergnügen mache, wenn es nicht thut, was man will, daß es lernen soll 2c. 3) Muß man ihm beweisen, daß man ihm einen Zwang auflegt, der es zum Gebrauche seiner eigenen Freiheit führt, daß man es kultivire, damit es einst frei sein könne, d. h. nicht von der Vorsorge anderer abhängen dürfe. Dieses letzte ist das späteste. Denn bei den Kindern kommt die Betrachtung erst spät, daß man sich z. E. nachher selbst um seinen Unterhalt bekümmern müsse. Sie meinen, das werde immer so sein, wie in dem Hause der Eltern, daß sie Essen und Trinken bekommen, ohne daß sie dafür sorgen dürfen. Ohne jene Behandlung sind Kinder, besonders reicher Eltern, und Fürstensöhne, so wie die Einwohner von Otaheite, das ganze Leben hindurch Kinder. Hier hat die öffentliche Erziehung ihre augenscheinlichsten Vorzüge, denn bei ihr lernet man seine Kräfte messen, man lernet Einschränkung, durch das Recht anderer. Hier genießt keiner Vorzüge, weil man überall Widerstand fühlt, weil man sich nur dadurch bemerklich macht, daß man sich durch Verdienst hervorthut. Sie giebt das beste Vorbild des künftigen Bürgers.

Aber noch einer Schwierigkeit muß hier gedacht werden, die darin besteht, die Geschlechtskenntniß zu antizipiren, um schon vor dem Eintritte der Mannbarkeit Laster zu verhüten. Doch davon soll noch weiter unten gehandelt werden.

---

19) Die Pädagogik oder Erziehungslehre ist entweder **physisch** oder **praktisch**. Die physische Erziehung ist diejenige, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, oder die Verpflegung. Die praktische oder moralische ist diejenige, durch die der Mensch soll gebildet werden, damit er wie ein freihandelndes Wesen leben könne. (Praktisch nennt man alles dasjenige, was Beziehung auf Freiheit hat). Sie ist

Erziehung zur Persönlichkeit, Erziehung eines frei handelnden Wesens, das sich selbst erhalten, und in der Gesellschaft ein Glied ausmachen, für sich selbst aber einen innern Werth haben kann.

Sie besteht demnach 1) aus der scholastisch-mechanischen Bildung, in Ansehung der Geschicklichkeit, ist also didaktisch (Informator), 2) aus der pragmatischen, in Ansehung der Klugheit (Hofmeister), 3) aus der moralischen, in Ansehung der Sittlichkeit.

Der scholastischen Bildung oder der Unterweisung bedarf der Mensch, um zur Erreichung aller seiner Zwecke geschickt zu werden. Sie giebt ihm einen Werth in Ansehung seiner selbst als Individuum. Durch die Bildung zur Klugheit aber wird er zum Bürger gebildet, da bekommt er einen öffentlichen Werth. Da lernt er sowohl die bürgerliche Gesellschaft zu seiner Absicht lenken, als sich auch in die bürgerliche Gesellschaft schicken. Durch die moralische Bildung endlich bekommt er einen Werth, in Ansehung des ganzen menschlichen Geschlechts.

Die scholastische Bildung ist die früheste und erste. Denn alle Klugheit setzt Geschicklichkeit voraus. Klugheit ist das Vermögen, seine Geschicklichkeit gut an den Mann zu bringen. Die moralische Bildung, in so ferne sie auf Grundsätzen beruhet, die der Mensch selbst einsehen soll, ist die späteste; in so ferne sie aber nur auf dem gemeinen Menschenverstande beruht, muß sie gleich von Anfang, auch gleich bei der physischen Erziehung beobachtet werden, denn sonst wurzeln sich leicht Fehler ein, bei denen nachher alle Erziehungskunst vergebens arbeitet. In Ansehung der Geschicklichkeit und Klugheit muß alles nach den Jahren gehen. Kindisch geschickt, kindisch klug und gutartig, nicht listig auf männliche Art, das taugt eben so wenig, als eine kindische Sinnesart des Erwachsenen.

---

[20]) Ob auch gleich derjenige, der eine Erziehung als Hofmeister übernimmt, die Kinder nicht so früh unter seine Aufsicht bekommt, daß er auch für die **physische Erziehung** derselben Sorge tragen kann, so ist es doch nützlich zu wissen, was alles bei der Erziehung von ihrem Anfange ab bis zu ihrem Ende zu beobachten nöthig ist. Wenn man es auch als Hofmeister nur mit größeren Kindern zu thun hat, so geschieht es doch wohl, daß in dem Hause neue Kinder geboren werden, und, wenn man sich gut führt, so hat man immer Ansprüche darauf, der Vertraute der Eltern zu sein und auch bei der physischen Erziehung von ihnen zu Rathe gezogen zu werden, da man ohnedem oft nur der einzige Gelehrte im Hause ist. Daher sind einem Hofmeister auch Kenntnisse hievon nöthig.

Die physische Erziehung ist eigentlich nur Verpflegung, entweder

durch Eltern, oder Ammen, oder Wärterinnen. Die Nahrung, die die Natur dem Kinde bestimmt hat, ist die Muttermilch. Daß das Kind mit ihr Gesinnungen einsauge, wie man oft sagen hört: du hast das schon mit der Muttermilch eingesogen! ist ein bloßes Vorurtheil Es ist der Mutter und dem Kinde am zuträglichsten, wenn die Mutter selbst säuget. Doch finden auch hier im äußersten Falle, wegen kränklicher Umstände, Ausnahmen statt. Man glaubte vor Zeiten, daß die erste Milch, die sich nach der Geburt bei der Mutter findet und molkicht ist, dem Kinde schädlich sei, und daß die Mutter sie erst fortschaffen müsse, ehe sie das Kind säugen könne. Rousseau machte aber zuerst die Aerzte aufmerksam darauf, ob diese erste Milch nicht auch dem Kinde zuträglich sein könne, indem doch die Natur nichts umsonst veranstaltet habe. Und man hat auch wirklich gefunden, daß diese Milch am besten den Unrath, der sich bei neugebornen Kindern vorfindet, und den die Aerzte Meconium nennen, fortschaffe und also den Kindern höchst zuträglich sei.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob man nicht das Kind eben so wohl mit thierischer Milch nähren könne? Menschenmilch ist sehr von der thierischen verschieden. Die Milch aller grasfressenden, von Vegetabilien lebenden Thiere gerinnet sehr bald, wenn man etwas Säure hinzuthut, z. E. Weinsäure, Zitronensäure, oder besonders die Säure im Kälbermagen, die man Lab oder Laff nennet. Menschenmilch gerinnt aber gar nicht. Wenn aber die Mütter oder Ammen einige Tage hindurch nur vegetabilische Kost genießen, so gerinnt ihre Milch so gut, wie die Kuhmilch ꝛc.; wenn sie dann aber nur einige Zeit hindurch wieder Fleisch essen, so ist die Milch auch wieder eben so gut, wie vorhin. Man hat hieraus geschlossen, daß es am besten und dem Kinde am zuträglichsten sei, wenn Mütter oder Ammen unter der Zeit, daß sie säugen, Fleisch äßen. Denn wenn Kinder die Milch wieder von sich geben, so sieht man, daß sie geronnen ist. Die Säure im Kindermagen muß also noch mehr, als alle andere Säuren, das Gerinnen der Milch befördern, weil Menschenmilch sonst auf keine Weise zum Gerinnen gebracht werden kann. Wie viel schlimmer wäre es also, wenn man dem Kinde Milch gäbe, die schon von selbst gerinnet. Daß es aber auch nicht bloß hierauf ankomme, sieht man an andern Nationen. Die Waldtungusen z. E. essen fast nichts als Fleisch, und sind starke und gesunde Leute. Alle solche Völker leben aber auch nicht lang, und man kann einen großen erwachsenen Jungen, dem man es nicht ansehen sollte, daß er leicht sei, mit geringer Mühe aufheben. Die Schweden hingegen, vorzüglich aber die Nationen in Indien, essen fast gar kein Fleisch, und doch werden die Menschen

bei ihnen ganz wohl aufgezogen. Es scheint also, daß es bloß auf das Gedeihen der Amme ankomme, und daß die Kost die beste sei, bei der sie sich am besten befindet.

Es fragt sich hier was man nachher habe, um das Kind zu ernähren, wenn die Muttermilch nun aufhört? Man hat es seit einiger Zeit mit allerlei Mehlbreien versucht. Aber von Anfang an das Kind mit solchen Speisen zu ernähren, ist nicht gut. Besonders muß man merken, daß man den Kindern nichts Pikantes gebe, als Wein, Gewürz, Salz ꝛc. Es ist aber doch sonderbar, daß Kinder eine so große Begierde nach dergleichen allem haben! Die Ursache ist, weil es ihren noch stumpfen Empfindungen einen Reiz und eine Belebung verschafft, die ihnen angenehm sind. Die Kinder in Rußland erhalten freilich von ihren Müttern, die selbst fleißig Branntwein trinken, auch dergleichen, und man bemerkt dabei, daß die Russen gesunde, starke Leute sind. Freilich müssen diejenigen, die das aushalten, von guter Leibeskonstitution sein; aber es sterben auch viele daran, die doch hätten erhalten werden können. Denn ein solcher früher Reiz der Nerven bringt viele Unordnungen hervor. Sogar schon für zu warme Speisen oder Getränke muß man die Kinder sorgfältig hüten, denn auch diese verursachen Schwäche.

Ferner ist zu bemerken, daß Kinder nicht sehr warm gehalten werden müssen, denn ihr Blut ist an sich schon viel wärmer, als das der Erwachsenen. Die Wärme des Blutes bei Kindern beträgt nach dem Fahrenheitischen Thermometer 110°, und das Blut der Erwachsenen nur 96 Grade. Das Kind erstickt in der Wärme, in der sich Aeltere recht wohl befinden. Die kühle Gewöhnung macht überhaupt den Menschen stark. Und es ist auch bei Erwachsenen nicht gut, sich zu warm zu kleiden, zu bedecken, und sich an zu warme Getränke zu gewöhnen. Daher bekomme denn das Kind auch ein kühles und hartes Lager. Auch kalte Bäder sind gut. Kein Reizmittel darf eintreten, um Hunger bei dem Kinde zu erregen, dieser vielmehr muß immer nur die Folge der Thätigkeit und Beschäftigung sein. Nichts indessen darf man das Kind sich angewöhnen lassen, so daß es ihm zum Bedürfnisse werde. Auch bei dem Guten sogar, muß man ihm nicht alles durch die Kunst zur Angewohnheit machen.

Das **Windeln** findet bei rohen Völkern gar nicht statt. Die wilden Nationen in Amerika z. E. machen für ihre jungen Kinder Gruben in die Erde, streuen sie mit dem Staube von faulen Bäumen aus, damit der Urin und die Unreinigkeiten der Kinder sich darein ziehen, und die Kinder also trocken liegen mögen, und bedecken sie mit Blättern; übrigens aber lassen sie ihnen den freien Gebrauch

ihrer Glieder. Es ist auch bloß Bequemlichkeit von uns, daß wir die Kinder wie Mumien einwickeln, damit wir nur nicht acht geben dürfen darauf, daß sich die Kinder nicht verbiegen, und oft geschieht es dennoch eben durch das Windeln. Auch ist es den Kindern selbst ängstlich, und sie gerathen dabei in eine Art von Verzweiflung, da sie ihre Glieder gar nicht brauchen können. Da meint man denn ihr Schreien durch bloßes Zurufen stillen zu können. Man wickle aber nur einmal einen großen Menschen ein, und sehe doch, ob er nicht auch schreien und in Angst und Verzweiflung gerathen werde.

Ueberhaupt muß man merken, daß die erste Erziehung nur **negativ** sein müsse, d. h. daß man nicht über die Vorsorge der Natur noch eine neue hinzuthun müsse, sondern die Natur nur nicht stören dürfe. Ist je die Kunst in der Erziehung erlaubt, so ist es allein die der Abhärtung. — Auch daher ist denn das Windeln zu verwerfen. Wenn man indessen einige Vorsicht beobachten will, so ist eine Art von Schachtel, die oben mit Riemen bezogen ist, hiezu das zweckmäßigste. Die Italiener gebrauchen sie und nennen sie arcuccio. Das Kind bleibt immer in dieser Schachtel und wird auch in ihr zum Säugen angelegt. Dadurch wird selbst verhütet, daß die Mutter, wenn sie auch des Nachts, während des Säugens, einschläft, das Kind doch nicht todtdrücken kann. Bei uns kommen aber auf diese Art viele Kinder ums Leben. Diese Vorsorge ist also besser als das Windeln, denn die Kinder haben hier doch mehrere Freiheit, und das Verbiegen wird verhütet; da hingegen die Kinder oft durch das Windeln selbst schief werden.

Eine andere Gewohnheit bei der ersten Erziehung ist das Wiegen. Die leichteste Art desselben ist die, die einige Bauern haben. Sie hängen nämlich die Wiege an einem Seile an den Balken, dürfen also nur anstoßen, so schaukelt die Wiege von selbst von einer Seite zur andern. Das Wiegen taugt aber überhaupt nicht. Denn das Hin- und Herschaukeln ist dem Kinde schädlich. Man sieht es ja selbst an großen Leuten, daß das Schaukeln eine Bewegung zum Erbrechen und einen Schwindel hervorbringt. Man will das Kind dadurch betäuben, daß es nicht schreie. Des Schreien ist aber den Kindern heilsam. Sobald sie aus dem Mutterleibe kommen, wo sie keine Luft genossen haben, athmen sie die erste Luft ein. Der dadurch veränderte Gang des Blutes bringt in ihnen eine schmerzhafte Empfindung hervor. Durch das Schreien aber entfaltet das Kind die innern Bestandtheile und Kanäle seines Körpers desto mehr. Daß man dem Kinde, wenn es schreit, gleich zu Hülfe kommt, ihm etwas vorsingt, wie dies die Gewohnheit der Amme ist, oder dergl., das ist

sehr schädlich. Dies ist gewöhnlich das erste Verderben des Kindes; denn wenn es sieht, daß auf seinen Ruf alles herbeikommt, so wiederholt es sein Schreien öfter.

Man kann wohl mit Wahrheit sagen, daß die Kinder der gemeinen Leute viel mehr verzogen werden, als die Kinder der Vornehmen. Denn die gemeinen Leute spielen mit ihren Kindern, wie die Affen. Sie singen ihnen vor, herzen, küssen sie, tanzen mit ihnen. Sie denken also dem Kinde etwas zu gute zu thun, wenn sie, sobald es schreit, hinzulaufen und mit ihm spielen u. s. w. Desto öfter schreien sie aber. Wenn man sich dagegen an ihr Schreien nicht kehrt, so hören sie zuletzt damit auf. Denn kein Geschöpf macht sich gerne eine vergebliche Arbeit. Man gewöhne sie aber nur daran, alle ihre Launen erfüllt zu sehen, so kömmt das Brechen des Willens nachher zu spät. Läßt man sie aber schreien, so werden sie selbst desselben überdrüssig. Wenn man ihnen aber in der ersten Jugend alle Launen erfüllt, so verdirbt man dadurch ihr Herz und ihre Sitten.

Das Kind hat freilich noch keinen Begriff von Sitten, es wird aber dadurch seine Naturanlage in der Art verdorben, daß man nachher sehr harte Strafen anwenden muß, um das Verdorbene wieder gut zu machen. Die Kinder äußern nachher, wenn man es ihnen abgewöhnen will, daß man immer auf ihr Verlangen hinzueile, bei ihrem Schreien eine so große Wuth, als nur immer große Leute deren fähig sind, nur daß ihnen die Kräfte fehlen, sie in Thätigkeit zu setzen. So lange haben sie nur rufen dürfen, und alles kam herbei, sie herrschten also ganz despotisch. Wenn diese Herrschaft nun aufhört, so verdrießt sie das ganz natürlich. Denn wenn auch große Menschen eine Zeitlang im Besitze einer Macht gewesen sind, so fällt es ihnen sehr schwer, sich geschwinde derselben zu entwöhnen.

Kinder können in der ersten Zeit, ohngefähr in den ersten 3 Monaten, nicht recht sehen. Sie haben zwar die Empfindung vom Lichte, können aber die Gegenstände nicht von einander unterscheiden. Man kann sich davon überzeugen, wenn man ihnen etwas Glänzendes vorhält, so verfolgen sie es nicht mit den Augen. Mit dem Gesichte findet sich auch das Vermögen zu lachen und zu weinen. Wenn das Kind nun in diesem Zustande ist, so schreit es mit Reflexion, sie sei auch noch so dunkel, als sie wolle. Es meint dann immer, es sei ihm etwas zu Leide gethan. Rousseau sagt: wenn man einem Kinde das nur ohngefähr sechs Monate alt ist, auf die Hand schlägt, so schreit es in der Art, als wenn ihm ein Feuerbrand auf die Hand gefallen wäre. Es verbindet hier schon wirklich den Begriff einer Beleidigung. Die Eltern reden gemeiniglich sehr viel von dem

Brechen des Willens bei den Kindern. Man darf ihren Willen nicht brechen, wenn man ihn nicht erst verdorben hat. Dies ist aber das erste Verderben, wenn man dem despotischen Willen der Kinder willfahret, indem sie durch ihr Schreien alles erzwingen können. Aeußerst schwer ist es noch nachher, dies wieder gut zu machen, und es wird kaum je gelingen. Man kann wohl machen, daß das Kind stille sei es frißt aber die Galle in sich, und hegt destomehr innerliche Wuth. Man gewöhnt es dadurch zu Verstellung und innern Gemüthsbewegungen. So ist es z. E. sehr sonderbar, wenn Eltern verlangen, daß die Kinder, nachdem sie sie mit der Ruthe geschlagen haben, ihnen die Hände küssen sollen. Man gewöhnt sie dadurch zur Verstellung und Falschheit. Denn die Ruthe ist doch eben nicht so ein schönes Geschenk, für das man sich noch bedanken darf, und man kann leicht denken, mit welchem Herzen das Kind dann die Hand küßt.

Man bedient sich gewöhnlich, um die Kinder gehen zu lehren, des Leitbandes und Gängelwagens. Es ist doch auffallend, daß man die Kinder das Gehen lehren will, als wenn irgend ein Mensch aus Mangel des Unterrichtes nicht hätte gehen können. Die Leitbänder sind besonders sehr schädlich. Ein Schriftsteller klagte einst über Engbrüstigkeit, die er bloß dem Leitbande zuschrieb. Denn da ein Kind nach allem greift und alles von der Erde aufhebt, so legt es sich mit der Brust in das Leitband. Da die Brust aber noch weich ist, so wird sie platt gedrückt und behält nachher auch diese Form. Die Kinder lernen bei dergleichen Hülfsmitteln auch nicht so sicher gehen, als wenn sie dies von selbst lernen. Am besten ist es, wenn man sie auf der Erde herumkriechen läßt, bis sie nach und nach von selbst anfangen zu gehen. Zur Vorsicht kann man die Stube mit wollenen Decken ausschlagen, damit sie sich nicht Splitter einreißen, auch nich so hart fallen.

Man sagt gemeinhin, daß Kinder sehr schwer fallen. Außerdem aber, daß Kinder nicht einmal schwer fallen können, so schadet es ihnen auch nicht, wenn sie einmal fallen. Sie lernen nur, sich desto besser das Gleichgewicht geben, und sich so zu wenden, daß ihnen der Fall nicht schadet. Man setzt ihnen gewöhnlich die sogenannten Butzmützen auf, die so weit vorstehen, daß das Kind nie auf das Gesicht fallen kann. Das ist aber eben eine negative Erziehung, wenn man künstliche Instrumente anwendet, da, wo das Kind natürliche hat. Hier sind die natürlichen Werkzeuge die Hände, die sich das Kind bei dem Fallen schon vorhalten wird. Je mehrere künstliche Werkzeuge man gebraucht, desto abhängiger wird der Mensch von Instrumenten.

Ueberhaupt wäre es besser, wenn man im Anfange weniger

Instrumente gebrauchte und die Kinder mehr von selbst lernen ließe, sie möchten dann manches viel gründlicher lernen. So wäre es z. B. wohl möglich, daß das Kind von selbst schreiben lernte. Denn jemand hat es doch einmal erfunden, und die Erfindung ist auch nicht so sehr groß. Man dürfte nur, z. E. wenn das Kind Brot will, sagen: Kannst du es auch wohl malen? Das Kind würde dann eine ovale Figur malen. Man dürfte ihm dann nur sagen, daß man nun doch nicht wisse, ob es Brot oder einen Stein vorstellen solle, so würde es nachher versuchen, das B zu bezeichnen, u. s. w., und so würde sich das Kind mit der Zeit sein eignes A B C erfinden, das es nachher nur mit andern Zeichen vertauschen dürfte. 21)

Es giebt gewisse Gebrechen, mit denen einige Kinder auf die Welt kommen. Hat man denn nicht Mittel, diese fehlerhafte, gleichsam verpfuschte Gestalt wieder zu verbessern? Es ist durch die Bemühung vieler und kenntnißreicher Schriftsteller ausgemacht, daß Schnürbrüste hier nichts helfen, sondern das Uebel nur noch ärger machen, indem sie den Umlauf des Blutes und der Säfte, so wie die höchst nöthige Ausdehnung der äußern und innerlichen Theile des Körpers hindern. Wenn das Kind frei gelassen wird, so exerzirt es noch seinen Leib, und ein Mensch, der eine Schnürbrust trägt, ist, wenn er sie ablegt, viel schwächer, als einer, der sie nie angelegt hat. Man könnte denen, die schief geboren sind, vielleicht helfen, wenn man auf die Seite, wo die Muskeln stärker sind, mehr Gewicht legte. Dies ist aber auch sehr gefährlich: denn welcher Mensch kann das Gleichgewicht ausmachen? Am besten ist, daß das Kind sich selbst übe und eine Stellung annehme, wenn sie ihm gleich beschwerlich wird, denn alle Maschinen richten hier nichts aus.

Alle dergleichen künstliche Vorrichtungen sind um so nachtheiliger, da sie dem Zwecke der Natur in einem organisirten, vernünftigen Wesen gerade zuwider laufen, dem zufolge ihm die Freiheit bleiben muß, seine Kräfte brauchen zu lernen. Man soll bei der Erziehung nur verhindern, daß Kinder nicht weichlich werden. Abhärtung aber ist das Gegentheil von Weichlichkeit. Man wagt zu viel, wenn man Kinder an alles gewöhnen will. Die Erziehung der Russen geht hierin sehr weit. Es stirbt dabei aber auch eine unglaubliche Zahl von Kindern.

Die Angewohnheit ist ein durch öftere Wiederholung desselben Genusses, oder derselben Handlung, zur Nothwendigkeit gewordener Genuß oder Handlung. Nichts können sich Kinder leichter angewöhnen, und nichts muß man ihnen also weniger geben, als pikante Sachen, z. E. Toback, Branntwein und warme Getränke. Die Ent-

wöhnung dessen ist nachher sehr schwer, und anfänglich mit Beschwerden verbunden, weil durch den öftern Genuß eine Veränderung in den Funktionen unsers Körpers vorgegangen ist.

Je mehr aber der Angewohnheiten sind, die ein Mensch hat, desto weniger ist er frei und unabhängig. Bei dem Menschen ist es wie bei allen andern Thieren; wie es frühe gewöhnt wird, so bleibt auch nachher ein gewisser Hang bei ihm. Man muß also verhindern, daß sich das Kind an nichts gewöhne; man muß keine Angewohnheit bei ihm entstehen lassen.

Viele Eltern wollen ihre Kinder an alles gewöhnen. Dieses taugt aber nicht. Denn die menschliche Natur überhaupt, theils auch die Natur der einzelnen Subjekte, läßt sich nicht an alles gewöhnen, und es bleiben viele Kinder in der Lehre. So wollen sie z. E. daß die Kinder zu aller Zeit sollen schlafen gehen und aufstehen können, oder daß sie essen sollen, wenn sie es verlangen. Es gehört aber eine besondere Lebensart dazu, wenn man dieses aushalten soll, eine Lebensart, die den Leib roborirt, und das also wieder gut macht, was jenes verdorben hat. Finden wir doch auch in der Natur manches Periodische. Die Thiere haben auch ihre bestimmte Zeit zum Schlafen. Der Mensch sollte sich auch an eine gewisse Zeit gewöhnen, damit der Körper nicht in seinen Funktionen gestört werde. Was das andere anbetrifft, daß die Kinder zu allen Zeiten sollen essen können, so kann man hier wohl nicht die Thiere zum Beispiele anführen. Denn, weil z. E. alle grasfressende Thiere wenig Nahrhaftes zu sich nehmen, so ist das Fressen bei ihnen ein ordentliches Geschäft. Es ist aber dem Menschen sehr zuträglich, wenn er immer zu einer bestimmten Zeit isset. So wollen manche Eltern, daß ihre Kinder große Kälte, Gestank, alles und jedes Geräusche und dergl. sollen ertragen können. Dies ist aber gar nicht nöthig, wenn sie sich nur nichts angewöhnen. Und dazu ist es sehr dienlich, daß man die Kinder in verschiedene Zustände versetze.

Ein hartes Lager ist viel gesünder, als ein weiches. Ueberhaupt dient eine harte Erziehung sehr zur Stärkung des Körpers. Durch harte Erziehung verstehen wir aber bloß Verhinderung der Gemächlichkeit. An merkwürdigen Beispielen zur Bestätigung dieser Behauptung mangelt es nicht, nur daß man sie nicht beachtet, oder, richtiger gesagt, nicht beachten will.

Was die Gemüthsbildung betrifft, die man wirklich auch in gewisser Weise physisch nennen kann, so ist hauptsächlich zu merken, daß die Disziplin nicht sklavisch sei, sondern das Kind muß immer seine

Freiheit fühlen, doch so, daß es nicht die Freiheit anderer hindere; es muß daher Widerstand finden. Manche Eltern schlagen ihren Kindern alles ab, um dadurch die Geduld der Kinder zu exerziren, und fordern demnach mehr Geduld von den Kindern, als sie deren selbst haben. Dies ist aber grausam. Man gebe dem Kinde soviel ihm dienet, und nachhersage man ihm: du hast genug! Aber daß dies dann auch unwiderruflich sei, ist schlechterdings nöthig. Man merke nur nicht auf das Schreien der Kinder, und willfahre ihnen nur nicht, wenn sie etwas durch Geschrei erzwingen wollen; was sie aber mit Freundlichkeit bitten, das gebe man ihnen, wenn es ihnen dient. Das Kind wird dadurch auch gewöhnt, freimüthig zu sein, und da es keinem durch sein Schreien lästig fällt, so ist auch hinwieder gegen dasselbe jeder freundlich. Die Vorsehung scheint wahrlich den Kindern freundliche Mienen gegeben zu haben, damit sie die Leute zu ihrem Vortheile einnehmen möchten. Nichts ist schädlicher, als eine neckende, sklavische Disziplin, um den Eigenwillen zu brechen.

Gemeinhin ruft man den Kindern ein: Pfui, schäme dich, wie schickt sich das! u. s. w. zu. Dergleichen sollte aber bei der ersten Erziehung gar nicht vorkommen. Das Kind hat noch keine Begriffe von Scham und vom Schicklichen, es hat sich nicht zu schämen, soll sich nicht schämen, und wird dadurch nur schüchtern. Es wird verlegen bei dem Anblicke anderer, und verbirgt sich gerne vor andern Leuten. Dadurch entsteht Zurückhaltung und ein nachtheiliges Verheimlichen. Es wagt nichts mehr zu bitten, und sollte doch um alles bitten können; es verheimlicht seine Gesinnung, und scheint immer anders, als es ist, statt daß es freimüthig alles müßte sagen dürfen. Statt immer um die Eltern zu sein, meidet es sie, und wirft sich dem willfährigern Hausgesinde in die Arme.

Um nichts besser aber als jene neckende Erziehung ist das Vertändeln und ununterbrochene Liebkosen. Dieses bestärkt das Kind im eigenen Willen, macht es falsch, und indem es ihm eine Schwachheit der Eltern verräth, raubt es ihnen die nöthige Achtung in den Augen des Kindes. Wenn man es aber so erzieht, daß es nichts durch Schreien ausrichten kann, so wird es frei, ohne dummdreist, und bescheiden, ohne schüchtern zu sein. (Dreist sollte man eigentlich dräust schreiben, denn es kömmt von dräuen, drohen her.) Einen dreisten Menschen kann man nicht wohl leiden. Manche Menschen haben solche dreiste Gesichter, daß man sich immer vor einer Grobheit von ihnen fürchten muß, so wie man andern Gesichtern es gleich ansehen kann, daß sie nicht im Stande sind, jemandem eine Grobheit zu sagen. Man kann immer freimüthig aussehen, wenn es nur mit

einer gewissen Güte verbunden ist. Die Leute sagen oft von vornehmen Männern, sie sähen recht königlich aus. Dies ist aber weiter nichts, als ein gewisser dreister Blick, den sie sich von Jugend auf angewöhnt haben, weil man ihnen da nicht widerstanden hat.

Alles dieses kann man noch zur negativen Bildung rechnen. Denn viele Schwächen des Menschen kommen oft nicht davon her, weil man ihn nichts gelehrt, sondern weil ihm noch falsche Eindrücke beigebracht sind. So z. E. bringen die Ammen den Kindern eine Furcht vor Spinnen, Kröten u. s. w. bei. Die Kinder möchten gewiß nach den Spinnen eben so, wie nach andern Dingen greifen. Weil aber die Ammen, sobald sie eine Spinne sehen, ihren Abscheu durch Mienen bezeigen, so wirkt dies durch eine gewisse Sympathie auf das Kind. Viele behalten diese Furcht ihr ganzes Leben hindurch und bleiben darin immer kindisch. Denn Spinnen sind zwar den Fliegen gefährlich, und ihr Biß ist für sie giftig, dem Menschen schaden sie aber nicht. Und eine Kröte ist ein eben so unschuldiges Thier, als ein schöner grüner Frosch, oder irgend ein anderes Thier. [22])

Der **positive** Theil der physischen Erziehung ist die Kultur. Der Mensch ist in Beziehung auf dieselbe von dem Thiere verschieden. Sie besteht vorzüglich in der Uebung seiner Gemüthskräfte. Deswegen müssen Eltern ihrem Kinde dazu Gelegenheit geben. Die erste und vornehmste Regel hiebei ist, daß man so viel als möglich aller Werkzeuge entbehre. So entbehrt man gleich anfänglich des Leitbandes und Gängelwagens und läßt das Kind auf der Erde herumkriechen, bis es von selbst gehen lernet, und dann wird es desto sicherer gehen. Werkzeuge nämlich ruiniren nur die natürliche Fertigkeit. So braucht man eine Schnur, um eine Weite zu messen; man kann dies aber eben so gut durch das Augenmaß bewerkstelligen; eine Uhr, um die Zeit zu bestimmen, man kann es durch den Stand der Sonne; einen Kompaß, um im Walde die Gegend zu wissen, man kann es auch aus dem Stande der Sonne am Tage, und aus dem Stande der Sterne in der Nacht. Ja man kann sogar sagen, anstatt einen Kahn zu brauchen, um auf dem Wasser fortzukommen, kann man schwimmen. Der berühmte Franklin wundert sich, daß nicht jedermann dieses lernt, da es doch so angenehm und nützlich ist. Er führt auch eine leichte Art an, wie man es von selbst lernen kann. Man lasse in einen Bach, wo, wenn man auf dem Grunde steht, der Kopf wenigstens außer dem Wasser ist, ein Ei herunter. Nun suche man das Ei zu greifen. Indem man sich bückt, kommen die Füße in die Höhe, und,

damit das Wasser nicht in den Mund komme, wird man den Kopf schon in den Nacken legen, und so hat man die rechte Stellung, die zum Schwimmen nöthig ist. Nun darf man nur mit den Händen arbeiten, so schwimmt man. — Es kommt nur darauf an, daß die natürliche Geschicklichkeit kultivirt werde. Oft gehört Information dazu, oft ist das Kind selbst erfindungsreich genug, oder erfindet sich selbst Instrumente.

Was bei der physischen Erziehung, also in Absicht des Körpers, zu beobachten ist, bezieht sich entweder auf den Gebrauch der willkürlichen Bewegung, oder der Organe der Sinne. Bei dem erstern kommt es darauf an, daß sich das Kind immer selbst helfe. Dazu gehört Stärke, Geschicklichkeit, Hurtigkeit, Sicherheit; z. E. daß man auf schmalen Stegen, auf steilen Höhen, wo man eine Tiefe vor sich sieht, auf einer schwankenden Unterlage gehen könne. Wenn ein Mensch das nicht kann, so ist er auch nicht völlig das, was er sein könnte. Seit das Dessauische Philanthropin hierin mit seinem Muster voranging, werden nun auch in andern Instituten mit den Kindern viele Versuche der Art gemacht. Es ist sehr bewunderungswürdig, wenn man lieset, wie die Schweizer sich schon von Jugend auf gewöhnen, auf den Gebirgen zu gehen, und zu welcher Fertigkeit sie es darin bringen, so daß sie auf den schmalsten Stegen mit völliger Sicherheit gehen, und über Klüfte springen, bei denen sie es schon nach dem Augenmaße wissen, daß sie gut darüber wegkommen werden. Die meisten Menschen aber fürchten sich vor einem eingebildeten Falle, und diese Furcht lähmt ihnen gleichsam die Glieder, so daß alsdann ein solches Gehen für sie mit Gefahr verknüpft ist. Diese Furcht nimmt gemeiniglich mit dem Alter zu, und man findet, daß sie vorzüglich bei Männern gewöhnlich ist, die viel mit dem Kopfe arbeiten.

Solche Versuche mit Kindern sind wirklich nicht sehr gefährlich. Denn Kinder haben ein im Verhältnisse zu ihrer Stärke weit geringeres Gewicht, als andere Menschen, und fallen also auch nicht so schwer. Ueberdies sind die Knochen bei ihnen auch nicht so spröde und brüchig, als sie es im Alter werden. Die Kinder versuchen auch selbst ihre Kräfte. So sieht man sie z. E. oft klettern, ohne daß sie dabei irgend eine Absicht haben. Das Laufen ist eine gesunde Bewegung, und roborirt den Körper. Das Springen, Heben, Tragen, die Schleuder, das Werfen nach dem Ziele, das Ringen, der Wettlauf, und alle dergleichen Uebungen sind sehr gut. Das Tanzen, in soferne es kunstmäßig ist, scheint für eigentliche Kinder noch zu früh zu sein.

Die Uebung im Werfen, theils weit zu werfen, theils auch zu treffen, hat auch die Uebung der Sinne, besonders des Augenmaßes

mit zur Absicht. Das Ballspiel ist eines der besten Kinderspiele, weil auch noch das gesunde Laufen dazu kömmt. Ueberhaupt sind diejenigen Spiele die besten, bei welchen neben den Exerzitien der Geschicklichkeit auch Uebungen der Sinne hinzukommen, z. E. die Uebung des Augenmaßes, über Weite, Größe und Proportion richtig zu urtheilen, die Lage der Oerter nach den Weltgegenden zu finden, wozu die Sonne behilflich sein muß, u. s. w., das alles sind gute Uebungen. So ist auch die lokale Einbildungskraft, unter der man die Fertigkeit versteht, sich alles an den Oertern vorzustellen, an denen man es wirklich gesehen hat, etwas sehr vortheilhaftes, z. E. das Vergnügen, sich aus einem Walde herauszufinden, und zwar dadurch, daß man sich die Bäume merket, an denen man vorher vorbeigegangen ist. So auch die memoria localis,*) daß man z. E. nicht nur wisse, in welchem Buche man etwas gelesen habe, sondern auch, wo es in demselben stehe. So hat der Musiker die Tasten im Kopfe, daß er nicht mehr erst nach hinen sehen darf. Die Kultur des Gehörs der Kinder ist eben so erforderlich, um durch dasselbe zu wissen, ob etwas weit oder nahe, und auf welcher Seite es sei.

Das Blindekuhspiel der Kinder war schon bei den Griechen bekannt, sie nannten es *μυΐνδα*. Ueberhaupt sind Kinderspiele sehr allgemein. Diejenigen, die man in Deutschland hat, findet man auch in England, Frankreich u. s. w. Es liegt bei ihnen ein gewisser Naturtrieb der Kinder zum Grunde; bei dem Blindekuhspiele z. E. zu ehen, wie sie sich helfen könnten, wenn sie eines Sinnes entbehren, müßten. Der Kreisel ist ein besonderes Spiel; doch geben solche Kinderspiele Männern Stoff zum weitern Nachdenken, und bisweilen auch Anlaß zu wichtigen Erfindungen. So hat Segner [41]) eine Disputation vom Kreisel geschrieben, und einem englischen Schiffskapitän hat der Kreisel Gelegenheit gegeben, einen Spiegel zu erfinden, durch den man auf dem Schiffe die Höhe der Sterne messen kann.

Kinder haben gerne Instrumente, die Lärm machen, z. E. Trompetchen, Trommelchen und dergl. Solche taugen aber nichts weil sie andern dadurch lästig werden. Dergleichen wäre indessen schon besser, wenn sie sich selbst ein Rohr so schneiden lernten, daß sie darauf blasen könnten. —

Die Schaukel ist auch eine gute Bewegung; selbst Erwachsene brauchen sie zur Gesundheit, nur bedürfen die Kinder dabei der Aufsicht, weil die Bewegung sehr geschwinde werden kann. Der Papierdrache ist ebenfalls ein tadelloses Spiel. Es kultivirt die Geschicklich-

*) Das Ortsgedächtniß.

keit, indem es auf eine gewisse Stellung dabei in Absicht des Windes ankömmt, wenn er recht hoch steigen soll.

Diesen Spielen zu gut versagt sich der Knabe andere Bedürfnisse, und lernet so allmählich auch etwas anderes und mehr entbehren. Zudem wird er dadurch an fortdauernde Beschäftigung gewöhnt, aber eben daher darf es hier auch nicht bloßes Spiel, sondern es muß Spiel mit Absicht und Endzweck sein. Denn jemehr auf diese Weise sein Körper gestärkt und abgehärtet wird, um so sicherer ist er vor den verderblichen Folgen der Verzärtelung. Auch die Gymnastik soll die Natur nur lenken, darf also nicht gezwungene Zierlichkeit veranlassen. Disziplin muß zuerst eintreten, nicht aber Information. Hier ist nun aber darauf zu sehen, daß man die Kinder bei der Kultur ihres Körpers auch für die Gesellschaft bilde. Rousseau sagt: „Ihr werdet niemals einen tüchtigen Mann bilden, wenn ihr nicht vorher einen Gassenjungen habt!" Es kann eher aus einem muntern Knaben ein guter Mann werden, als aus einem naseweisen, klug thuenden Burschen. Das Kind muß in Gesellschaften nur nicht lästig sein, es muß sich aber auch nicht einschmeicheln. Es muß auf die Einladung anderer zutraulich sein, ohne Zudringlichkeit; freimüthig, ohne Dummdreistigkeit. Das Mittel dazu ist: man verderbe nur nichts, man bringe ihm nicht Begriffe von Anstand bei, durch die es nur schüchtern und menschenscheu gemacht, oder, auf der andern Seite, auf die Idee gebracht wird, sich geltend machen zu wollen. Nichts ist lächerlicher, als altkluge Sittsamkeit oder naseweiser Eigendünkel des Kindes. Im letztern Falle müssen wir um so mehr das Kind seine Schwächen, aber doch auch nicht zu sehr unsre Ueberlegenheit und Herrschaft empfinden lassen, damit es sich zwar, aus sich selbst ausbilde, aber nur als in der Gesellschaft, wo die Welt zwar groß genug für dasselbe, aber auch für andre sein muß.

Toby sagt im Tristram Shandy [41]) zu einer Fliege, die ihn lange beunruhiget hatte, indem er sie zum Fenster hinausläßt: „Gehe, du böses Thier, die Welt ist groß genug für mich und dich!" Und dies könnte jeder zu seinem Wahlspruche machen. Wir dürfen uns nicht einander lästig werden; die Welt ist groß genug für uns alle.

Wir kommen jetzt zur **Kultur der Seele**, die man gewissermaßen auch **physisch** nennen kann. Man muß aber Natur und Freiheit von einander unterscheiden. Der Freiheit Gesetze geben ist ganz etwas anderes, als die Natur bilden. Die Natur des Körpers und der Seele kommt doch darin überein, daß man ein Verderbniß bei ihrer beiderseitigen Bildung abzuhalten sucht, und daß die Kunst dann noch etwas bei

jenem, wie bei dieser hinzusetzt. Man kann die Bildung der Seele also gewissermaßen eben so gut physisch nennen, als die Bildung des Körpers.

Diese physische Bildung des Geistes unterscheidet sich aber von der moralischen darin, daß diese nur auf die Freiheit, jene nur auf die Natur abzielt. Ein Mensch kann physisch sehr kultivirt sein; er kann einen sehr ausgebildeten Geist haben, aber dabei schlecht moralisch kultivirt, doch dabei ein böses Geschöpf sein.

Die physische Kultur aber muß von der praktischen unterschieden werden, welche letztere pragmatisch oder moralisch ist. Im letztern Falle ist es die Moralisirung, nicht Kultivirung.

Die physische Kultur des Geistes theilen wir ein in die freie und die scholastische. Die freie ist gleichsam nur ein Spiel, die scholastische dagegen macht ein Geschäfte aus; die freie ist die, die immer bei dem Zöglinge beobachtet werden muß; bei der scholastischen aber wird der Zögling wie unter dem Zwange betrachtet. Man kann beschäftigt sein im Spiele, das nennt man in der Muße beschäftigt sein; aber man kann auch beschäftigt sein im Zwange, und das nennet man arbeiten. Die scholastische Bildung soll für das Kind Arbeit, die freie soll Spiel sein.

Man hat verschiedene Erziehungsplane entworfen, um, welches auch sehr löblich ist, zu versuchen, welche Methode bei der Erziehung die beste sei. Man ist unter andern auch darauf verfallen, die Kinder alles wie im Spiele lernen zu lassen. Lichtenberg[41]) hält sich in einem Stücke des Göttingischen Magazins über den Wahn auf, nach welchem man aus den Knaben, die doch schon frühzeitig zu Geschäften gewöhnt werden sollten, weil sie einmal in ein geschäftiges Leben eintreten müssen, alles spielweise zu machen sucht. Dies thut eine ganz verkehrte Wirkung. Das Kind soll spielen, es soll Erholungsstunden haben, aber es muß auch arbeiten lernen. Die Kultur seiner Geschicklichkeit ist freilich aber auch gut, wie die Kultur des Geistes, aber beide Arten der Kultur müssen zu verschiedenen Zeiten ausgeübt werden. [23]) Es ist ohnedies schon ein besonderes Unglück für den Menschen, daß er so sehr zur Unthätigkeit geneigt ist. Je mehr ein Mensch gefaullenzt hat, desto schwerer entschließt er sich dazu, zu arbeiten.

Bei der Arbeit ist die Beschäftigung nicht an sich selbst angenehm, sondern man unternimmt sie einer andern Absicht wegen. Die Beschäftigung bei dem Spiele dagegen ist an sich angenehm, ohne weiter irgend einen Zweck dabei zu beabsichtigen. Wenn man spazieren geht, so ist das Spazierengehen selbst die Absicht, und je länger also der Gang ist, desto angenehmer ist er uns. Wenn wir aber irgend wohin gehen, so ist die Gesellschaft, die sich an dem Orte befindet, oder sonst

etwas, die Absicht unsers Ganges, und wir wählen gerne den kürzesten Weg. So ist es auch mit dem Kartenspiele. Es ist wirklich besonders, wenn man sieht, wie vernünftige Männer oft Stundenlang zu sitzen und Karten zu mischen im Stande sind. Da ergiebt es sich, daß die Menschen nicht so leicht aufhören Kinder zu sein. Denn was ist jenes Spiel besser, als das Ballspiel der Kinder? Nicht, daß die Erwachsenen gerade auf dem Stocke reiten, aber sie reiten doch auf andern Steckenpferden. [24])

Es ist von der größesten Wichtigkeit, daß Kinder arbeiten lernen. Der Mensch ist das einzige Thier, das arbeiten muß. Durch viele Vorbereitungen muß er erst dahin kommen, daß er etwas zu seinem Unterhalte genießen kann. Die Frage: ob der Himmel nicht gütiger für uns würde gesorgt haben, wenn er uns alles, schon bereitet, hätte vorfinden lassen, so daß wir gar nicht arbeiten dürften? ist gewiß mit Nein zu beantworten; denn der Mensch verlangt Geschäfte, auch solche, die einen gewissen Zwang mit sich führen. Eben so falsch ist die Vorstellung, daß wenn Adam und Eva nur im Paradiese geblieben wären, sie da nichts würden gethan, als zusammengesessen, arkadische Lieder gesungen und die Schönheit der Natur betrachtet haben. Die Langeweile würde sie gewiß eben so gut als andere Menschen in einer ähnlichen Lage gemartert haben.

Der Mensch muß auf eine solche Weise okkupiret sein, daß er mit dem Zwecke, den er vor Augen hat, in der Art erfüllt ist, daß er sich gar nicht fühlt, und die beste Ruhe für ihn ist die nach der Arbeit. Das Kind muß also zum Arbeiten gewöhnt werden. Und wo anders soll die Neigung zur Arbeit kultivirt werden, als in der Schule? Die Schule ist eine zwangmäßige Kultur. Es ist äußerst schädlich, wenn man das Kind dazu gewöhnt, alles als Spiel zu betrachten. Es muß Zeit haben, sich zu erholen, aber es muß auch eine Zeit für dasselbe sein, in der es arbeitet. Wenn auch das Kind es nicht gleich einsieht, wozu dieser Zwang nütze, so wird es doch in Zukunft den großen Nutzen davon gewahr werden. Es würde überhaupt nur den Vorwitz der Kinder sehr verwöhnen, wenn man ihre Frage: Wozu ist das? und wozu das? immer beantworten wollte. Zwangmäßig muß die Erziehung sein, aber sklavisch darf sie deshalb nicht sein. [25])

Was die freie Kultur der Gemüthskräfte anbetrifft, so ist zu bemerken, daß sie immer fortgeht. Sie muß eigentlich die obern Kräfte betreffen. Die untern werden immer nebenbei kultiviret, aber nur in Rücksicht auf die obern; der Witz z. E. in Rücksicht auf den Verstand. Die Hauptregel hiebei ist, daß keine Gemüthskraft einzeln für sich, sondern jede nur in Beziehung auf die andere müsse kultivirt

werden; z. E. die Einbildungskraft, nur zum Vortheile des Verstandes.

Die untern Kräfte haben für sich allein keinen Werth, z. E. ein Mensch, der viel Gedächtniß, aber keine Beurtheilungskraft hat. Ein solcher ist dann ein lebendiges Lexikon. Auch solche Lastesel des Parnasses sind nöthig, die, wenn sie gleich selbst nichts Gescheutes leisten können, doch Materialien herbeischleppen, damit andere etwas Gutes daraus zu Stande bringen können. [26]) — Witz giebt lauter Albernheiten, wenn die Urtheilskraft nicht hinzu kömmt.

Verstand ist die Erkenntniß des Allgemeinen. Urtheilskraft ist die Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere. Vernunft ist das Vermögen, die Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Besondern einzusehen.

Diese freie Kultur geht ihren Gang fort von Kindheit auf, bis zu der Zeit, da der Jüngling aller Erziehung entlassen wird. Wenn ein Jüngling z. E. eine allgemeine Regel anführt, so kann man ihm Fälle aus der Geschichte, Fabeln, in die diese Regel verkleidet ist, Stellen aus Dichtern, wo sie schon ausgedrückt ist, anführen lassen und so ihm Anlaß geben, seinen Witz, sein Gedächtniß u. s. w. zu üben.

Der Ausspruch tantum scimus, quantum memoria tenemus,*) hat freilich seine Richtigkeit, und daher ist die Kultur des Gedächtnisses sehr nothwendig. Alle Dinge sind so beschaffen, daß der Verstand erst den sinnlichen Eindrücken folgt, und das Gedächtniß diese aufbehalten muß. So z. E. verhält es sich bei den Sprachen. Man kann sie entweder durch förmliches Memoriren, oder durch den Umgang lernen, und diese letztere ist bei lebenden Sprachen die beste Methode. Das Vokabelnlernen ist wirklich nöthig, aber am besten thut man wohl, wenn man diejenigen Wörter lernen läßt, die bei dem Autor, den man mit der Jugend gerade lieset, vorkommen. Die Jugend muß ihr gewisses und bestimmtes Pensum haben. So lernt man auch die Geographie durch einen gewissen Mechanismus am besten. Das Gedächtniß vorzüglich liebt diesen Mechanismus und in einer Menge von Fällen ist er auch sehr nützlich. Für die Geschichte ist bis jetzt noch kein recht geschickter Mechanismus erfunden worden; man hat es zwar mit Tabellen versucht, doch scheint es auch mit denen nicht recht gehen zu wollen. Geschichte aber ist ein treffliches Mittel, den Verstand in der Beurtheilung zu üben. Das Memoriren ist sehr nöthig, aber das zur bloßen Uebung taugt gar nichts, z. E. daß man Reden auswendig lernen läßt. Allenfalls hilft es bloß zur Beförderung der Dreistigkeit, und das Deklamiren ist überdem nur eine Sache für Männer. Hieher gehören auch alle Dinge, die man bloß zu einem

*) Wir wissen soviel, als wir im Gedächtniß behalten.

künftigen Examen oder in Rücksicht auf die futuram oblivionem*) lernt. Man muß das Gedächtniß nur mit solchen Dingen beschäftigen, an denen uns gelegen ist, daß wir sie behalten, und die auf das wirkliche Leben Beziehung haben. Am schädlichsten ist das Romanenlesen der Kinder, da sie nämlich weiter keinen Gebrauch davon machen, als daß sie ihnen in dem Augenblicke, in dem sie sie lesen, zur Unterhaltung dienen. Das Romanenlesen schwächt das Gedächtniß. Denn es wäre lächerlich, Romane behalten und sie andern wieder erzählen zu wollen. Man muß daher Kindern alle Romane aus den Händen nehmen. Indem sie sie lesen, bilden sie sich in dem Romane wieder einen neuen Roman, da sie die Umstände sich selbst anders ausbilden, herumschwärmen und gedankenlos da sitzen. 27)

Zerstreuungen müssen nie, am wenigsten in der Schule gelitten werden, denn sie bringen endlich einen gewissen Hang dazu, eine gewisse Gewohnheit hervor. Auch die schönsten Talente gehen bei einem, der der Zerstreuung ergeben ist, zu Grunde. Wenn Kinder sich gleich bei Vergnügungen zerstreuen, so sammeln sie sich doch bald wieder; man sieht sie aber am meisten zerstreut, wenn sie schlimme Streiche im Kopfe haben, denn da sinnen sie, wie sie sie verbergen, oder wieder gut machen können. Sie hören dann alles nur halb, antworten verkehrt, wissen nicht was sie lesen, u. s. w.

Das Gedächtniß muß man frühe, aber auch nebenher sogleich den Verstand kultiviren. 28)

Das Gedächtniß wird kultivirt 1) durch das Behalten der Namen in Erzählungen; 2) durch das Lesen und Schreiben; jenes aber muß aus dem Kopfe geübt werden und nicht durch das Buchstabieren; 3) durch Sprachen, die den Kindern zuerst durchs Hören, bevor sie noch etwas lesen, müssen beigebracht werden. Dann thut ein zweckmäßig eingerichteter, sogenannter Orbis pictus seine guten Dienste, und man kann mit dem Botanisiren, mit der Mineralogie und der Naturbeschreibung überhaupt den Anfang machen. Von diesen Gegenständen einen Abriß zu machen, das giebt dann Veranlassung zum Zeichnen und Modelliren, wozu es der Mathematik bedarf. Der erste wissenschaftliche Unterricht bezieht sich am vortheilhaftesten auf die Geographie, die mathematische sowohl, als die physikalische. Reiseerzählungen, durch Kupfer und Karten erläutert, führen dann zu der politischen Geographie. Von dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche geht man dann auf den ehemaligen zurück, gelangt zur alten Erdbeschreibung, alten Geschichte, u. s. w.

*) Die künftige Vergessenheit.

Bei dem Kinde aber muß man im Unterrichte allmählich das Wissen und Können zu verbinden suchen. Unter allen Wissenschaften scheint die Mathematik die einzige der Art zu sein, die diesen Endzweck am besten befriedigt.[29]) Ferner muß das Wissen und Sprechen verbunden werden (Beredtheit, Wohlredenheit und Beredsamkeit)[30]). Aber es muß auch das Kind das Wissen sehr wohl vom bloßen Meinen und Glauben unterscheiden lernen. In der Art bereitet man einen richtigen Verstand vor, und einen richtigen, nicht feinen oder zarten Geschmack. Dieser muß zuerst Geschmack der Sinne, namentlich der Augen, zuletzt aber Geschmack der Ideen sein.[31]) — Regeln müssen in alle dem vorkommen, was den Verstand kultiviren soll. Es ist sehr nützlich, die Regeln auch zu abstrahiren, damit der Verstand nicht bloß mechanisch, sondern mit dem Bewußtsein einer Regel verfahre.

Es ist auch sehr gut, die Regeln in eine gewisse Formel zu bringen und so dem Gedächtnisse anzuvertrauen. Haben wir die Regel im Gedächtnisse und vergessen auch den Gebrauch, so finden wir uns doch bald wieder zurecht. Es ist hier die Frage: sollen die Regeln erst in abstracto vorangehen, und sollen Regeln erst nachher gelernt werden, wenn man den Gebrauch vollendet hat? oder soll Regel und Gebrauch gleichen Schrittes gehen? Dies letzte ist allein rathsam. In dem andern Falle ist der Gebrauch so lange, bis man zu den Regeln gelangt, sehr unsicher. Die Regeln müssen gelegentlich, aber auch in Klassen gebracht werden, denn man behält sie nicht, wenn sie nicht in Verbindung mit sich selbst stehen. Die Grammatik muß also bei Sprachen immer in etwas vorausgehen.[32])

Wir müssen nun aber auch einen systematischen Begriff von dem ganzen Zwecke der Erziehung, und der Art, wie er zu erreichen ist, geben.

1) Die allgemeine Kultur der Gemüthskräfte, unterschieden von der besondern. Sie geht auf Geschicklichkeit und Vervollkommnung, nicht daß man den Zögling besonders worin informire, sondern seine Gemüthskräfte stärke. Sie ist

a) entweder physisch. Hier beruht alles auf Uebung und Disziplin, ohne daß die Kinder Maximen kennen dürfen. Sie ist passiv für den Lehrling, er muß der Leitung eines andern folgsam sein. Andere denken für ihn.

b) oder moralisch. Sie beruht dann nicht auf Disziplin, sondern auf Maximen; alles wird verdorben, wenn man sie auf Exempel, Drohungen, Strafen u. s. w. gründen will. Sie wäre dann bloß Disziplin. Man muß dahin sehen, daß der Zögling aus eignen

Maximen, nicht aus Gewohnheit gut handle, daß er nicht bloß das Gute thue, sondern es darum thue, weil es gut ist. Denn der ganze moralische Werth der Handlungen besteht in den Maximen des Guten.

Die physische Erziehung unterscheidet sich darin von der moralischen, daß jene passiv für den Zögling, diese aber thätig ist. Er muß jederzeit den Grund und die Ableitung der Handlung von den Begriffen der Pflicht einsehen.

2) Die besondere Kultur der Gemüthskräfte. Hier kommt vor: die Kultur des Erkenntnißvermögens, der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, der Stärke der Aufmerksamkeit und des Witzes, was also die untern Kräfte des Verstandes betrifft. Von der Kultur der Sinne, z. E. des Augenmaßes, ist schon oben geredet worden. Was die Kultur der Einbildungskraft anlangt, so ist folgendes zu merken. Kinder haben eine ungemein starke Einbildungskraft, und sie braucht gar nicht erst durch Märchen mehr gespannt und extendirt zu werden. Sie muß vielmehr gezügelt und unter Regeln gebracht werden, aber doch muß man sie auch nicht ganz unbeschäftigt lassen.

Landkarten haben etwas an sich, das alle, auch die kleinsten Kinder reizet. Wenn sie alles andere überdrüssig sind, so lernen sie doch noch etwas, wobei man Landkarten braucht. Und dieses ist eine gute Unterhaltung für Kinder, wobei ihre Einbildungskraft nicht schwärmen kann, sondern sich gleichsam an eine gewisse Figur halten muß. Man könnte bei den Kindern wirklich mit der Geographie den Anfang machen. Figuren von Thieren, Gewächsen u. s. w. können damit zu gleicher Zeit verbunden werden; diese müssen die Geographie beleben. Die Geschichte aber müßte wohl erst später eintreten.

Was die Stärkung der Aufmerksamkeit anbetrifft, so ist zu bemerken, daß diese allgemein gestärkt werden muß. Eine starre Anheftung unserer Gedanken an ein Objekt ist nicht sowohl ein Talent, als vielmehr eine Schwäche unsers innern Sinnes, da er in diesem Falle unbiegsam ist, und sich nicht nach Gefallen anwenden läßt. Zerstreuung ist der Feind aller Erziehung. Das Gedächtniß aber beruht auf der Aufmerksamkeit.

Was aber die obern Verstandeskräfte betrifft, so kommt hier vor: die Kultur des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft. Den Verstand kann man im Anfange gewissermaßen auch passiv bilden, durch Anführung von Beispielen für die Regel, oder umgekehrt, durch Auffindung der Regel für die einzelnen Fälle. Die Urtheilskraft zeigt, welcher Gebrauch von dem Verstande zu machen ist. Er ist erforderlich, um, was man lernt oder spricht, zu ver-

stehen, und um nichts, ohne es zu verstehen, nachzusagen. Wie mancher lieset und hört etwas, ohne es, wenn er es auch glaubt, zu verstehen. Dazu gehören Bilder und Sachen.

Durch die Vernunft sieht man die Gründe ein. Aber man muß bedenken, daß hier von einer Vernunft die Rede ist, die noch geleitet wird. Sie muß also nicht immer räsonniren wollen, aber es muß auch ihr über das, was die Begriffe übersteigt, nicht viel vorräsonnirt werden. Noch gilt es hier nicht die spekulative Vernunft, sondern die Reflexion über das, was vorgeht, nach seinen Ursachen und Wirkungen. Es ist eine in ihrer Wirthschaft und Einrichtung praktische Vernunft. —

Die Gemüthskräfte werden am besten dadurch kultivirt, wenn man das alles selbst thut, was man leisten will, z. E. wenn man die grammatische Regel, die man gelernt hat, gleich in Ausübung bringt. Man versteht eine Landkarte am besten, wenn man sie selbst verfertigen kann. Das Verstehen hat zum größesten Hülfsmittel das Hervorbringen. Man lernt das am gründlichsten und behält das am besten, was man gleichsam aus sich selbst lernet. Nur wenige Menschen indessen sind das im Stande. Man nennt sie Autodidakten (*αὐτοδίδακτοι*).

Bei der Ausbildung der Vernunft muß man sokratisch verfahren. Sokrates nämlich, der sich die Hebamme der Kenntnisse seiner Zuhörer nannte, giebt in seinen Dialogen, die uns Plato gewissermaßen aufbehalten hat, Beispiele, wie man selbst bei alten Leuten manches aus ihrer eigenen Vernunft hervorziehen kann. Vernunft braucht in vielen Stücken nicht von Kindern ausgeübt zu werden. Sie müssen nicht über alles vernünfteln. Von dem, was sie wohlgezogen machen soll, brauchen sie nicht die Gründe zu wissen; sobald es aber die Pflicht betrifft, so müssen ihnen dieselben bekannt gemacht werden. Doch muß man überhaupt dahin sehen, daß man nicht Vernunfterkenntnisse in sie hineintrage, sondern dieselben aus ihnen heraushole. Die sokratische Methode sollte bei der katechetischen die Regel ausmachen. Sie ist freilich etwas langsam, und es ist schwer, es so einzurichten, daß, indem man aus dem einen die Erkenntnisse herausholt, die andern auch etwas dabei lernen. Die mechanisch-katechetische Methode ist bei manchen Wissenschaften auch gut; z. E. bei dem Vortrage der geoffenbarten Religion. Bei der allgemeinen Religion hingegen muß man die sokratische Methode benutzen. In Ansehung dessen nämlich, was historisch gelernt werden muß, empfiehlt sich die mechanisch-katechetische Methode vorzüglich.[33])

Es gehöret hieher auch die Bildung des Gefühls der Lust

oder Unlust. Sie muß negativ sein, das Gefühl selbst aber nicht verzärtelt werden. Hang zur Gemächlichkeit ist für den Menschen schlimmer, als alle Uebel des Lebens. Es ist daher äußerst wichtig, daß Kinder von Jugend auf arbeiten lernen. Kinder, wenn sie nur nicht schon verzärtelt sind, lieben wirklich Vergnügungen, die mit Strapazen verknüpft, Beschäftigungen, zu denen Kräfte erforderlich sind. In Ansehung dessen, was sie genießen, muß man sie nicht leckerhaft machen, und sie nicht wählen lassen. Gemeinhin verziehen die Mütter ihre Kinder hierin, und verzärteln sie überhaupt. Und doch bemerkt man, daß die Kinder, vorzüglich die Söhne, die Väter mehr als die Mütter lieben. Dies kömmt wohl daher, die Mütter lassen sie gar nicht herumspringen, herumlaufen und dergl., aus Furcht, daß sie Schaden nehmen möchten. Der Vater, der sie schilt, auch wohl schlägt, wenn sie ungezogen gewesen sind, führt sie dagegen auch bisweilen ins Feld, und läßt sie da recht jungenmäßig herumlaufen, spielen und fröhlich sein. 34)

Man glaubt, die Geduld der Kinder dadurch zu üben, daß man sie lange auf etwas warten läßt. Dies dürfte indessen eben nicht nöthig sein. Wohl aber brauchen sie Geduld in Krankheiten u. dergl. Die Geduld ist zwiefach. Sie besteht entweder darin, daß man alle Hoffnung aufgiebt, oder darin, daß man neuen Muth fasset. Das erstere ist nicht nöthig, wenn man immer nur das Mögliche verlangt, und das letztere darf man immer, wenn man nur was recht ist begehrt. In Krankheiten aber verschlimmert die Hoffnungslosigkeit eben so viel, als der gute Muth zu verbessern im Stande ist. Wer diesen aber in Beziehung auf seinen physischen oder moralischen Zustand noch zu fassen vermag, der giebt auch die Hoffnung nicht auf.

Kinder müssen auch nicht schüchtern gemacht werden. Das geschieht vornämlich dadurch, wenn man gegen sie mit Scheltworten ausfährt und sie öfter beschämet. Hierher gehört besonders der Zuruf vieler Eltern: Pfui, schäme dich! Es ist gar nicht abzusehen, worüber die Kinder sich eigentlich sollten zu schämen haben, wenn sie z. E. den Finger in den Mund stecken und dergl. Es ist nicht Gebrauch, nicht Sitte! das kann man ihnen sagen, aber nie muß man ihnen ein „Pfui, schäme dich!" zurufen, als nur in dem Falle, daß sie lügen. Die Natur hat dem Menschen die Schamhaftigkeit gegeben, damit er sich, sobald er lügt, verrathe. Reden daher Eltern nie den Kindern von Scham vor, als wenn sie lügen, so behalten sie diese Schamröthe in Betreff des Lügens für ihre Lebenszeit. Wenn sie aber ohne Aufhören beschämt werden, so gründet das eine Schüchternheit, die ihnen weiterhin unabänderlich anklebt.

Der Wille der Kinder muß, wie schon oben gesagt, nicht gebrochen, sondern nur in der Art gelenkt werden, daß er den natürlichen Hindernissen nachgebe. Im Anfange muß das Kind freilich blindlings gehorchen. Es ist unnatürlich, daß das Kind durch sein Geschrei kommandire, und der Starke einem Schwachen gehorche. Man muß daher nie den Kindern, auch in der ersten Jugend, auf ihr Geschrei willfahren und sie dadurch etwas erzwingen lassen. Gemeinhin versehen es die Eltern hierin und wollen es dadurch nachher wieder gut machen, daß sie den Kindern in späterer Zeit wieder alles, um das sie bitten, abschlagen. Dies ist aber sehr verkehrt, ihnen ohne Ursache abzuschlagen, was sie von der Güte der Eltern erwarten, bloß um ihnen Widerstand zu thun und sie, die Schwächeren, die Uebermacht der Eltern fühlen zu lassen.

Kinder werden verzogen, wenn man ihren Willen erfüllt, und ganz falsch erzogen, wenn man ihrem Willen und ihren Wünschen gerade entgegen handelt. Jenes geschieht gemeinhin so lange, als sie ein Spielwerk der Eltern sind, vornehmlich in der Zeit, wenn sie zu sprechen beginnen. Aus dem Verziehen aber entspringt ein gar großer Schade für das ganze Leben. Bei dem Entgegenhandeln gegen den Willen der Kinder verhindert man sie zugleich zwar daran, ihren Unwillen zu zeigen, was freilich geschehen muß, destomehr aber toben sie innerlich. Die Art, nach der sie sich jetzt verhalten sollen, haben sie noch nicht kennen gelernt. — Die Regel, die man also bei Kindern von Jugend auf beobachten muß, ist diese, daß man, wenn sie schreien, und man glaubt, daß ihnen etwas schade, ihnen zu Hülfe komme, daß man aber, wenn sie es aus bloßem Unwillen thun, sie liegen lasse. Und ein gleiches Verfahren muß auch nachher unabläßig eintreten. Der Widerstand, den das Kind in diesem Falle findet, ist ganz natürlich und ist eigentlich negativ, indem man ihm nur nicht willfahrt. Manche Kinder erhalten dagegen wieder alles von den Eltern, was sie nur verlangen, wenn sie sich aufs Bitten legen. Wenn man die Kinder alles durch Schreien erhalten läßt, so werden sie boshaft, erhalten sie aber alles durch Bitten, so werden sie weichlich. Findet daher keine erhebliche Ursache des Gegentheils statt, so muß man die Bitte des Kindes erfüllen. Findet man aber Ursache, sie nicht zu erfüllen, so muß man sich auch nicht durch vieles Bitten bewegen lassen. Eine jede abschlägige Antwort muß unwiderruflich sein. Sie hat dann zunächst den Effekt, daß man nicht öfter abschlagen darf.

Gesetzt es wäre, was man doch nur äußerst selten annehmen kann, bei dem Kinde natürliche Anlage zum Eigensinne vorhanden, so ist es am besten, in der Art zu verfahren, daß, wenn es uns nichts

zu Gefallen thut, wir auch ihm wieder nichts zu Gefallen thun. — Brechung des Willens bringt eine sklavische Denkungsart, natürlicher Widerstand dagegen Lenksamkeit zuwege.

35) Die **moralische Kultur** muß sich gründen auf Maximen, nicht auf Disziplin. Diese verhindert die Unarten, jene bildet die Denkungsart. Man muß dahin sehen, daß das Kind sich gewöhne, nach Maximen, und nicht nach gewissen Triebfedern zu handeln. Durch Disziplin bleibt nur eine Angewohnheit übrig, die doch auch mit den Jahren verlöscht. Nach Maximen soll das Kind handeln lernen, deren Billigkeit es selbst einsieht. Daß dies bei jungen Kindern schwer zu bewirken, und die moralische Bildung daher auch die meisten Einsichten von Seiten der Eltern und der Lehrer erfordert, sieht man leicht ein.

Wenn das Kind z. E. lügt, muß man es nicht bestrafen, sondern ihm mit Verachtung begegnen, ihm sagen, daß man ihm in Zukunft nicht glauben werde, und dergl. Bestraft man das Kind aber, wenn es Böses thut, und belohnt es, wenn es Gutes thut, so thut es Gutes, um es gut zu haben. Kommt es nachher in die Welt, wo es nicht so zugeht, wo es Gutes thun kann, ohne eine Belohnung, und Böses, ohne Strafe zu empfangen, so wird aus ihm ein Mensch, der nur sieht, wie er gut in der Welt fortkommen kann, und gut oder böse ist, je nachdem er es am zuträglichsten findet. —

Die Maximen müssen aus dem Menschen selbst entstehen. Bei der moralischen Kultur soll man schon frühe den Kindern Begriffe beizubringen suchen von dem, was gut oder böse ist. Wenn man Moralität gründen will, so muß man nicht strafen. Moralität ist etwas so Heiliges und Erhabenes, daß man sie nicht so wegwerfen und mit Disziplin in einen Rang setzen darf. Die erste Bemühung bei der moralischen Erziehung ist, einen Charakter zu gründen. Der Charakter besteht in der Fertigkeit, nach Maximen zu handeln. Im Anfange sind es Schulmaximen, und nachher Maximen der Menschheit. Im Anfange gehorcht das Kind Gesetzen. Maximen sind auch Gesetze, aber subjektive; sie entspringen aus dem eignen Verstande des Menschen. Keine Uebertretung des Schulgesetzes aber muß ungestraft hingehen, obwol die Strafe immer der Uebertretung angemessen sein muß.

Wenn man bei Kindern einen Charakter bilden will, so kömmt es viel darauf an, daß man ihnen in allen Dingen einen gewissen Plan, gewisse Gesetze bemerkbar mache, die auf das genaueste befolgt werden müssen. So setzt man ihnen z. E. eine Zeit zum Schlafe, zur Arbeit, zur Ergötzung fest, und diese muß man dann auch nicht verlängern oder verkürzen. Bei gleichgültigen Dingen kann man

Kindern die Wahl lassen, nur müssen sie das, was sie sich einmal zum Gesetze gemacht haben, nachher immer befolgen. — Man muß bei Kindern aber nicht den Charakter eines Bürgers, sondern den Charakter eines Kindes bilden.

Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverlässig, man weiß sich oft nicht in sie zu finden, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen dran ist. Zwar tadelt man Leute häufig, die immer nach Regeln handeln, z. E. den Mann, der, nach der Uhr, jeder Handlung eine gewisse Zeit festgesetzt hat, aber oft ist dieser Tadel unbillig, und diese Abgemessenheit, ob sie gleich nach Peinlichkeit aussieht, eine Disposition zum Charakter.

Zum Charakter eines Kindes, besonders eines Schülers, gehört vor allen Dingen Gehorsam. Dieser ist zwiefach, erstens: ein Gehorsam gegen den absoluten, dann zweitens aber auch gegen den für vernünftig und gut erkannten Willen eines Führers. Der Gehorsam kann abgeleitet werden, aus dem Zwange, und dann ist er absolut, oder aus dem Zutrauen, und dann ist er von der andern Art. Dieser freiwillige Gehorsam ist sehr wichtig; jener aber auch äußerst nothwendig, indem er das Kind zur Erfüllung solcher Gesetze vorbereitet, die es künftighin, als Bürger, erfüllen muß, wenn sie ihm auch gleich nicht gefallen.

Kinder müssen daher unter einem gewissen Gesetze der Nothwendigkeit stehen. Dieses Gesetz aber muß ein allgemeines sein, worauf man besonders in Schulen zu sehen hat. Der Lehrer muß unter mehreren Kindern keine Prädilektion, keine Liebe des Vorzuges gegen ein Kind besonders zeigen. Denn das Gesetz hört sonst auf, allgemein zu sein. Sobald das Kind sieht, daß sich nicht alle übrige auch demselben Gesetze unterwerfen müssen, so wird es aufsetzig.

Man redet immer so viel davon, alles müsse den Kindern in der Art vorgestellt werden, daß sie es aus Neigung thäten. In manchen Fällen ist das freilich gut, aber vieles muß man ihnen auch als Pflicht vorschreiben. Dieses hat nachher großen Nutzen für das ganze Leben. Denn bei öffentlichen Abgaben, bei Arbeiten des Amtes und in vielen andern Fällen kann uns nur die Pflicht, nicht die Neigung leiten. Gesetzt das Kind sähe die Pflicht auch nicht ein, so ist es doch so besser, und daß etwas seine Pflicht als Kind sei, sieht es doch wol ein, schwerer aber, daß etwas seine Pflicht als Mensch sei. Könnte es dieses auch einsehen, welches aber erst bei zunehmenden Jahren möglich ist, so wäre der Gehorsam noch vollkommner.

Alle Uebertretung eines Gebotes bei einem Kinde ist eine Er-

mangelung des Gehorsams, und diese zieht Strafe nach sich. Auch bei einer unachtsamen Uebertretung des Gebotes ist Strafe nicht unnöthig. Diese Strafe ist entweder physisch oder moralisch.

Moralisch straft man, wenn man der Neigung, geehrt und geliebt zu werden, die Hülfsmittel der Moralität sind, Abbruch thut, z. E. wenn man das Kind beschämt, ihm frostig und kalt begegnet. Diese Neigungen müssen so viel als möglich erhalten werden. Daher ist diese Art zu strafen die beste, weil sie der Moralität zu Hülfe kommt; z. E. wenn ein Kind lügt, so ist ein Blick der Verachtung Strafe genug, und die zweckmäßigste Strafe.

Physische Strafen bestehen entweder in Verweigerungen des Begehrten, oder in Zufügung der Strafen. Die erstere Art derselben ist mit der moralischen verwandt, und ist negativ. Die andern Strafen müssen mit Behutsamkeit ausgeübt werden, damit nicht eine indoles servilis*) entspringe. Daß man Kindern Belohnungen ertheilt, taugt nicht, sie werden dadurch eigennützig, und es entspringt daraus eine indoles mercenaria.**)

Der Gehorsam ist ferner, entweder Gehorsam des Kindes, oder des angehenden Jünglinges. Bei der Uebertretung desselben erfolgt Strafe. Diese ist entweder eine wirklich natürliche Strafe, die sich der Mensch selbst durch sein Betragen zuzieht, z. E. daß das Kind, wenn es zu viel isset, krank wird, und diese Strafen sind die besten, denn der Mensch erfährt sie sein ganzes Leben hindurch, und nicht bloß als Kind; oder aber die Strafe ist künstlich. Die Neigung, geachtet und geliebt zu werden, ist ein sicheres Mittel, die Züchtigungen in der Art einzurichten, daß sie dauerhaft sind. Physische Strafen müssen bloß Ergänzungen der Unzulänglichkeit der moralischen sein. Wenn moralische Strafen gar nicht mehr helfen, und man schreitet dann zu physischen fort, so wird durch diese doch kein guter Charakter mehr gebildet werden. Anfänglich aber muß der physische Zwang den Mangel der Ueberlegung der Kinder ersetzen.

Strafen, die mit dem Merkmale des Zornes verrichtet werden, wirken falsch. Kinder sehen sie dann nur als Folgen, sich selbst aber als Gegenstände des Affektes eines andern an. Ueberhaupt müssen Strafen den Kindern immer mit der Behutsamkeit zugefügt werden, daß sie sehen, daß bloß ihre Besserung der Endzweck derselben sei. Die Kinder, wenn sie gestraft sind, sich bedanken, sie die Hände küssen lassen u. dergl., ist thöricht und macht die Kinder sklavisch. Wenn

---

*) Eine knechtische Gesinnung.

**) Eine Gesinnung des Lohndienstes.

physische Strafen oft wiederholt werden, bilden sie einen Starrkopf, und strafen Eltern ihre Kinder des Eigensinnes wegen, so machen sie sie nur noch immer eigensinniger. — Das sind auch nicht immer die schlechtesten Menschen, die störrisch sind, sondern sie geben gütigen Vorstellungen öfters leicht nach.

Der Gehorsam des angehenden Jünglinges ist unterschieden von dem Gehorsam des Kindes. Er besteht in der Unterwerfung unter die Regeln der Pflicht. Aus Pflicht etwas thun, heißt der Vernunft gehorchen. Kindern etwas von Pflicht zu sagen, ist vergebliche Arbeit. Zuletzt sehen sie dieselbe als etwas an, auf dessen Uebertretung die Ruthe folgt. Das Kind könnte durch bloße Instinkte geleitet werden, sobald es aber erwächst, muß der Begriff der Pflicht dazutreten. Auch die Scham muß nicht gebraucht werden bei Kindern, sondern erst in den Jünglingsjahren. Sie kann nämlich nur dann erst stattfinden, wenn der Ehrbegriff bereits Wurzel gefaßt hat.

Ein zweiter Hauptzug in der Gründung des Charakters der Kinder ist Wahrhaftigkeit. Sie ist der Grundzug und das wesentliche eines Charakters. Ein Mensch, der lügt, hat gar keinen Charakter, und hat er etwas Gutes an sich, so rührt dies bloß von seinem Temperamente her. Manche Kinder haben einen Hang zum Lügen, der gar oft von einer lebhaften Einbildungskraft muß hergeleitet werden. Des Vaters Sache ist es, darauf zu sehen, daß sich die Kinder dessen entwöhnen; denn die Mütter achten es gemeiniglich für eine Sache von keiner, oder doch nur geringer Bedeutung; ja sie finden darin oft einen, ihnen selbst schmeichelhaften Beweis der vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten ihrer Kinder. Hier nun ist der Ort, von der Scham Gebrauch zu machen, denn hier begreift es das Kind wohl. Die Schamröthe verräth uns, wenn wir lügen, aber ist nicht immer ein Beweis davon. Oft erröthet man über die Unverschämtheit eines anderen, uns einer Schuld zu zeihen. Unter keiner Bedingung muß man durch Strafen die Wahrheit von Kindern zu erzwingen suchen, ihre Lüge müßte denn gleich Nachtheil nach sich ziehen, und dann werden sie des Nachtheils wegen gestraft. Entziehung der Achtung ist die einzig zweckmäßige Strafe der Lüge.[36])

Auch lassen sich die Strafen in negative und positive Strafen abtheilen, deren erstere bei Faulheit oder Unsittlichkeit eintreten würden, z. E. bei der Lüge, bei Unwillfährigkeit und Unvertragsamkeit. Die positiven Sträfen aber gelten für boshaften Unwillen. Vor allen Dingen aber muß man sich hüten, ja den Kindern nichts nachzutragen.

Ein dritter Zug im Charakter eines Kindes muß Geselligkeit sein. Es muß auch mit andern Freundschaft halten und nicht immer für sich alleine sein. Manche Lehrer sind zwar in Schulen dawider; das aber ist sehr unrecht. Kinder sollen sich vorbereiten zu dem süßesten Genusse des Lebens. Lehrer müssen aber keines derselben seiner Talente, sondern nur seines Charakters wegen vorziehen, denn sonst entsteht eine Mißgunst, die der Freundschaft zuwider ist.

Kinder müssen auch offenherzig sein, und so heiter in ihren Blicken, wie die Sonne.[37]) Das fröhliche Herz allein ist fähig, Wohlgefallen am Guten zu empfinden. Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist falsch; denn er muß Gott mit frohem Herzen, und nicht aus Zwang dienen. Das fröhliche Herz muß nicht immer strenge im Schulzwange gehalten werden, denn in diesem Falle wird es bald niedergeschlagen. Wenn es Freiheit hat, so erholt es sich wieder. Dazu dienen gewisse Spiele, bei denen es Freiheit hat, und wo das Kind sich bemüht, immer dem andern etwas zuvor zu thun. Alsdann wird die Seele wieder heiter.[38])

Viele Leute denken, ihre Jugendjahre seien die besten und die angenehmsten ihres Lebens gewesen. Aber dem ist wohl nicht so. Es sind die beschwerlichsten Jahre, weil man da sehr unter der Zucht ist, selten einen eigentlichen Freund, und noch seltener Freiheit haben kann. Schon Horaz sagt: Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit. *)

Kinder müssen nur in solchen Dingen unterrichtet werden, die sich für ihr Alter schicken. Manche Eltern freuen sich, wenn ihre Kinder frühzeitig altklug reden können. Aus solchen Kindern wird aber gemeiniglich nichts. Ein Kind muß nur klug sein, wie ein Kind. Es muß kein blinder Nachäffer werden. Ein Kind aber, das mit altklugen Sittensprüchen versehen ist, ist ganz außer der Bestimmung seiner Jahre, und es äffet nach.[39]) Es soll nur den Verstand eines Kindes haben und sich nicht zu frühe sehen lassen. Ein solches Kind wird nie ein Mann von Einsichten und von aufgeheitertem Verstande werden. Eben so unausstehlich ist es, wenn ein Kind schon alle Moden mitmachen will, z. E. wenn es frisirt sein, Handkrausen, auch wol gar eine Tabaksdose bei sich tragen will. Es bekommt dadurch ein affektirtes Wesen, das einem Kinde nicht ansteht. Eine gesittete Gesellschaft ist ihm eine Last, und das Wackere eines Mannes fehlt

*) [Ars poet. 413]. Vieles hat der Knabe geduldet und gethan, Schweiß vergossen und gefroren.

ihm am Ende gänzlich. Eben daher muß man denn aber auch der Eitelkeit frühzeitig in ihm entgegenarbeiten, oder richtiger gesagt, ihm nicht Veranlassung geben, eitel zu werden. Das geschieht aber, wenn man Kindern schon frühe davon vorschwatzt, wie schön sie sind, wie allerliebst ihnen dieser oder jener Putz stehe, oder wenn man ihnen diesen als Belohnung verspricht und ertheilt. Putz taugt für Kinder nicht. Ihre reinliche und schlichte Bekleidung müssen sie nur als Nothdurft erhalten. Aber auch die Eltern müssen für sich keinen Werth darauf setzen, sich nicht spiegeln; denn hier, wie überall, ist das Beispiel allmächtig und befestigt oder vernichtet die gute Lehre.

Zu der praktischen Erziehung gehört 1) Geschicklichkeit, 2) Weltklugheit, 3) Sittlichkeit. Was die Geschicklichkeit anbetrifft, so muß man darauf sehen, daß sie gründlich, und nicht flüchtig sei. Man muß nicht den Schein annehmen, als hätte man Kenntnisse von Dingen, die man doch nachher nicht zu Stande bringen kann. Die Gründlichkeit muß in der Geschicklichkeit statt finden und allmählich zur Gewohnheit in der Denkungsart werden. Sie ist das Wesentliche zu dem Charakter eines Mannes. Geschicklichkeit gehört für das Talent.

Was die Weltklugheit betrifft, so besteht sie in der Kunst, unsere Geschicklichkeit an den Mann zu bringen, d. h. wie man die Menschen zu seiner Absicht gebrauchen kann. Dazu ist mancherlei nöthig. Eigentlich ist es das letzte am Menschen; dem Werthe nach aber nimmt es die zweite Stelle ein.

Wenn das Kind der Weltklugheit überlassen werden soll, so muß es sich verhehlen und undurchdringlich machen, den andern aber durchforschen können. Vorzüglich muß es sich in Ansehung seines Charakters verhehlen. Die Kunst des äußern Scheines ist der Anstand. Und diese Kunst muß man besitzen. Andere zu durchforschen ist schwer, aber man muß diese Kunst nothwendig verstehen, sich selbst dagegen undurchdringlich machen. Dazu gehört das Dissimuliren, d. h. die Zurückhaltung seiner Fehler, und jener äußere Schein. Das Dissimuliren ist nicht allemal Verstellung, und kann bisweilen erlaubt sein, aber es grenzt doch nahe an Unlauterkeit. Die Verhehlung ist ein trostloses Mittel. Zur Weltklugheit gehört, daß man nicht gleich auffahre; man muß aber auch nicht gar zu lässig sein. Man muß also nicht heftig, aber doch wacker sein. Wacker ist noch unterschieden von heftig. Ein Wackerer (strenuus) ist der, der Lust zum Wollen hat. Dieses gehört zur Mäßigung des Affektes. Die Weltklugheit ist für das Temperament.

Sittlichkeit ist für den Charakter. Sustine et abstine*) ist die Vorbereitung zu einer weisen Mäßigkeit. Wenn man einen guten Charakter bilden will, so muß man erst die Leidenschaften wegräumen. Der Mensch muß sich inbetreff seiner Neigungen so gewöhnen, daß sie nicht zu Leidenschaften werden, sondern er muß lernen, etwas zu entbehren, wenn es ihm abgeschlagen wird. Sustine heißt: erdulde und gewöhne dich zu ertragen!

Es wird Muth und Neigung erfordert, wenn man etwas entbehren lernen will. Man muß abschlägige Antworten, Widerstand, u. s. w. gewohnt werden.

Zum Temperamente gehört Sympathie. Eine sehnsuchtvolle, schmachtende Theilnehmung muß bei Kindern verhütet werden. Theilnehmung ist wirklich Empfindsamkeit; sie stimmt nur mit einem solchen Charakter überein, der empfindsam ist. [40]) Sie ist noch vom Mitleiden unterschieden und ein Uebel, das darin besteht, eine Sache bloß zu bejammern. Man sollte den Kindern ein Taschengeld geben, von dem sie Nothleidenden Gutes thun könnten, da würde man sehen, ob sie mitleidig sind oder nicht; wenn sie aber immer nur von dem Gelde ihrer Eltern freigebig sind, so fällt dies weg.

Der Ausspruch: festina lente **) deutet eine immerwährende Thätigkeit an, bei der man sehr eilen muß, damit man viel lerne, d. h. festina. Man muß aber auch mit Grund lernen und also Zeit bei jedem gebrauchen, d. h. lente. Es ist nun die Frage, welches vorzuziehen sei, ob man einen großen Umfang von Kenntnissen haben soll, oder nur einen kleineren, der aber gründlich ist? Es ist besser wenig, aber dieses Wenige gründlich zu wissen, als viel und obenhin, denn endlich wird man doch das Seichte in diesem letztern Falle gewahr. Aber das Kind weiß ja nicht, in welche Umstände es kommen kann, um diese oder jene Kenntnisse zu brauchen, und daher ist es wohl am besten, daß es von allem etwas Gründliches wisse, denn sonst betrügt und verblendet es andere mit seinen obenhin gelernten Kenntnissen.

Das letzte ist die Gründung des Charakters. Dieser besteht in dem festen Vorsatze, etwas thun zu wollen, und dann auch in der wirklichen Ausübung desselben. Vir propositi tenax, ***) sagt Horaz, und das ist ein guter Charakter! Z. E. wenn ich jemandem etwas versprochen habe, so muß ich es auch halten, gesetzt

*) Ertrage und entsage.

**) Eile mit Weile.

***) Od. III, 3, 1. Der Mann, der an seinem Vorhaben festhält.

gleich, daß es mir Schaden brächte. Denn ein Mann, der sich etwas vorsetzt, es aber nicht thut, kann sich selbst nicht mehr trauen, z. E. wenn jemand es sich vornimmt, immer frühe aufzustehen, um zu studieren, oder dies oder jenes zu thun, oder um einen Spaziergang zu machen, und sich im Frühlinge nun damit entschuldiget, daß es noch des Morgens zu kalt sei, und es ihm schaden könne; im Sommer aber, daß es so sich gut schlafen lasse, und der Schlaf ihm angenehm sei, und so seinen Vorsatz immer von einem Tage zum andern verschiebt: so traut er sich am Ende selbst nicht mehr.

Das, was wider die Moral ist, wird von solchen Vorsätzen ausgenommen. Bei einem bösen Menschen ist der Charakter sehr schlimm, aber hier heißt er auch schon Hartnäckigkeit, obgleich es doch gefällt, wenn er seine Vorsätze ausführt und standhaft ist, wenn es gleich besser wäre, daß er sich so im Guten zeigte.

Von jemand, der die Ausübung seiner Vorsätze immer verschiebt, ist nicht viel zu halten. Die sogenannte künftige Bekehrung ist von der Art. Denn der Mensch, der immer lasterhaft gelebt hat und in einem Augenblicke bekehrt werden will, kann unmöglich dahin gelangen, indem doch nicht sogleich ein Wunder geschehen kann, daß er auf einmal das werde, was jener ist, der sein ganzes Leben gut angewandt und immer rechtschaffen gedacht hat. Eben daher ist denn auch nichts von Wallfahrten, Kasteiungen und Fasten zu erwarten; denn es läßt sich nicht absehen, was Wallfahrten und andere Gebräuche dazu beitragen können, um aus einem lasterhaften auf der Stelle einen edeln Menschen zu machen.

Was soll es zur Rechtschaffenheit und Besserung, wenn man am Tage fastet und in der Nacht noch einmal soviel dafür genießet, oder seinem Körper eine Büßung auflegt, die zur Veränderung der Seele nichts beitragen kann?

Um in den Kindern einen moralischen Charakter zu begründen, müssen wir folgendes merken:

Man muß ihnen die Pflichten, die sie zu erfüllen haben, so viel als möglich durch Beispiele und Anordnungen beibringen. Die Pflichten, die das Kind zu thun hat, sind doch nur gewöhnliche Pflichten gegen sich selbst und gegen andere. Diese Pflichten müssen also aus der Natur der Sache gezogen werden. Wir haben hier daher näher zu betrachten:

a) die Pflichten gegen sich selbst. Diese bestehen nicht darin, daß man sich eine herrliche Kleidung anschaffe, prächtige Mahlzeiten halte u. s. w., obgleich alles reinlich sein muß. Nicht darin, daß man seine Begierden und Neigungen zu befriedigen suche, denn man muß im

Gegentheile sehr mäßig und enthaltsam sein, sondern daß der Mensch in seinem Innern eine gewisse Würde habe, die ihn vor allen Geschöpfen adelt, und seine Pflicht ist es, diese Würde der Menschheit in seiner eignen Person nicht zu verleugnen.

Die Würde der Menschheit aber verleugnen wir, wenn wir z. E. uns dem Trunke ergeben, unnatürliche Sünden begehen, alle Arten von Unmäßigkeit ausüben u. s. w., welches alles den Menschen weit unter die Thiere erniedriget. Ferner, wenn ein Mensch sich kriechend gegen andere beträgt, immer Komplimente macht, um sich durch ein so unwürdiges Benehmen, wie er wähnt, einzuschmeicheln, so ist auch dieses wider die Würde der Menschheit.

Die Würde des Menschen würde sich auch dem Kinde schon an ihm selbst bemerkbar machen lassen, z. E. im Falle der Unreinlichkeit, die wenigstens doch der Menschheit unanständig ist. Das Kind kann sich aber wirklich auch unter die Würde der Menschheit durch die Lüge erniedrigen, indem es doch schon zu denken und seine Gedanken andern mitzutheilen vermag. Das Lügen macht den Menschen zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung und ist ein Mittel, ihm bei sich selbst die Achtung und Glaubwürdigkeit zu rauben, die jeder für sich haben sollte.

b) Die Pflichten gegen andere. Die Ehrfurcht und Achtung für das Recht der Menschen muß dem Kinde schon sehr frühe beigebracht werden, und man muß sehr darauf sehen, daß es dieselben in Ausübung bringe: z. E. wenn ein Kind einem andern ärmeren Kinde begegnet, und es dieses stolz aus dem Wege oder von sich stößet, ihm einen Schlag giebt u. s. w., so muß man nicht sagen: Thue das nicht, es thut dem andern wehe; sei doch mitleidig! es ist ja ein armes Kind u. s. w., sondern man muß ihm selbst wieder eben so stolz und fühlbar begegnen, weil sein Benehmen dem Rechte der Menschheit zuwider war. Großmuth aber haben die Kinder eigentlich noch gar nicht. Das kann man z. E. daraus ersehen, daß, wenn Eltern ihrem Kinde befehlen, es solle von seinem Butterbrode einem andern die Hälfte abgeben, ohne daß es aber deshalb nachher um so mehr wieder von ihnen erhält, so thut es dieses entweder gar nicht, oder doch sehr selten und ungerne. Auch kann man ja dem Kinde ohnedem nicht viel von Großmuth vorsagen, weil es noch nichts in seiner Gewalt hat.

Viele haben den Abschnitt der Moral, der die Lehre von den Pflichten gegen sich selbst enthält, ganz übersehen, oder falsch erklärt wie Crugott.[41]) Die Pflicht gegen sich selbst aber besteht, wie gesagt, darin, daß der Mensch die Würde der Menschheit in seiner eignen

Person bewahre. Er tadelt sich, wenn er die Idee der Menschheit vor Augen hat. Er hat ein Original in seiner Idee, mit dem er sich vergleicht. Wenn die Zahl der Jahre anwächset, wenn die Neigung zum Geschlechte sich zu regen beginnt, dann ist der kritische Zeitpunkt, in dem die Würde des Menschen allein im Stande ist, den Jüngling in Schranken zu halten. Frühe muß man aber dem Jünglinge Winke geben, wie er sich vor diesem oder jenem zu bewahren habe.

Unsern Schulen fehlet fast durchgängig etwas, was doch sehr die Bildung der Kinder zur Rechtschaffenheit befördern würde, nämlich ein Katechismus des Rechts. Er müßte Fälle enthalten, die populär wären, sich im gemeinen Leben zutragen, und bei denen immer die Frage ungesucht einträte: ob etwas recht sei oder nicht? Z. E. wenn jemand, der heute seinem Kreditor bezahlen soll, durch den Anblick eines Nothleidenden gerührt wird und ihm die Summe, die er schuldig ist und nun bezahlen sollte, hingiebt: ist das recht oder nicht? Nein! es ist unrecht, denn ich muß frei sein, wenn ich Wohlthaten thun will. Und, wenn ich das Geld dem Armen gebe, so thue ich ein verdienstliches Werk; bezahle ich aber meine Schuld, so thue ich ein schuldiges Werk. Ferner, ob wol eine Nothlüge erlaubt sei? Nein! es ist kein einziger Fall gedenkbar, in dem sie Entschuldigung verdiente, am wenigsten vor Kindern, die sonst jede Kleinigkeit für eine Noth ansehen und sich öfters Lügen erlauben würden. Gäbe es nun ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren.[42]) —

Was die Verbindlichkeit zum Wohlthun betrifft, so ist sie nur eine unvollkommene Verbindlichkeit. Man muß nicht sowohl das Herz der Kinder weich machen, daß es von dem Schicksale des andern affizirt werde, als vielmehr wacker. Es sei nicht voll Gefühl, sondern voll von der Idee der Pflicht. Viele Personen wurden in der That hartherzig, weil sie, da sie vorher mitleidig gewesen waren, sich oft betrogen sahen. Einem Kinde das Verdienstliche der Handlungen begreiflich machen zu wollen, ist umsonst. Geistliche fehlen sehr oft darin, daß sie die Werke des Wohlthuns als etwas Verdienstliches vorstellen. Ohne daran zu denken, daß wir in Rücksicht auf Gott nie mehr als unsere Schuldigkeit thun können, so ist es auch nur unsere Pflicht, dem Armen Gutes zu thun. Denn die Ungleichheit des Wohlstandes der Menschen kommt doch nur von gelegentlichen Umständen her. Besitze ich also ein Vermögen, so habe ich es auch

nur dem Ergreifen dieser Umstände, das entweder mir selbst oder meinem Vorgänger geglückt ist, zu danken, und die Rücksicht auf das Ganze bleibt doch immer dieselbe.

Der Neid wird erregt, wenn man ein Kind aufmerksam darauf macht, sich nach dem Werthe anderer zu schätzen. Es soll sich vielmehr nach den Begriffen seiner Vernunft schätzen.[43]) Daher ist die Demuth eigentlich nichts anders, als eine Vergleichung seines Werthes mit der moralischen Vollkommenheit. So lehrt z. E. die christliche Religion nicht sowohl die Demuth, als sie vielmehr den Menschen demüthig macht, weil er sich ihr zufolge, mit dem höchsten Muster der Vollkommenheit vergleichen muß. Sehr verkehrt ist es, die Demuth darein zu setzen, daß man sich geringer schätze als andre. — Sieh, wie das und das Kind sich aufführt! u. dergl. Ein Zuruf der Art bringt eine nur sehr unedle Denkungsart hervor. Wenn der Mensch seinen Werth nach andern schätzt, so sucht er entweder sich über den andern zu erheben, oder den Werth des andern zu verringern. Dieses letztere aber ist Neid. Man sucht dann immer nur dem andern eine Vergehung anzudichten; denn wäre der nicht da, so könnte man auch nicht mit ihm verglichen werden, so wäre man der beste. Durch den übel angebrachten Geist der Aemulation wird nur Neid erregt. Der Fall, in dem die Aemulation noch zu etwas dienen könnte, wäre der, jemand von der Thunlichkeit einer Sache zu überzeugen, z. E. wenn ich von dem Kinde ein gewisses Pensum gelernt fordre und ihm zeige, daß andre es leisten können.

Man muß auf keine Weise ein Kind das andre beschämen lassen. Allen Stolz, der sich auf Vorzüge des Glückes gründet, muß man zu vermeiden suchen. Zu gleicher Zeit muß man aber suchen, Freimüthigkeit bei den Kindern zu begründen. Sie ist ein bescheidenes Zutrauen zu sich selbst. Durch sie wird der Mensch in den Stand gesetzt, alle seine Talente geziemend zu zeigen. Sie ist wohl zu unterscheiden von der Dummdreistigkeit, die in der Gleichgültigkeit gegen das Urtheil anderer besteht.

Alle Begierden des Menschen sind entweder formal (Freiheit und Vermögen), oder material (auf ein Objekt bezogen,) Begierden des Wahnes oder des Genusses, oder endlich sie beziehen sich auf die bloße Fortdauer von beiden, als Elemente der Glückseligkeit.

Begierden der ersten Art sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Die der zweiten Genuß des Geschlechtes (Wollust), der Sache (Wohlleben), oder der Gesellschaft (Geschmack an Unterhaltung). Begierden der dritten Art endlich sind Liebe zum Leben, zur Gesundheit, zur Gemächlichkeit (in der Zukunft: Sorgenfreiheit).

Laster aber sind entweder die der Bosheit, oder der Niederträchtigkeit, oder der Eingeschränktheit. Zu den erstern gehören Neid Undankbarkeit und Schadenfreude; zu denen der zweiten Art Ungerechtigkeit, Untreue (Falschheit), Lüderlichkeit, sowohl im Verschwenden der Güter, als der Gesundheit (Unmäßigkeit), und der Ehre. Laster der dritten Art sind Lieblosigkeit, Kargheit, Trägheit (Weichlichkeit).

Die Tugenden sind entweder Tugenden des Verdienstes, oder bloß der Schuldigkeit, oder der Unschuld. Zu den erstern gehört Großmuth (in Selbstüberwindung, sowohl der Rache, als der Gemächlichkeit und der Habsucht), Wohlthätigkeit, Selbstbeherrschung; zu den zweiten Redlichkeit, Anständigkeit und Friedfertigkeit; zu den dritten endlich Ehrlichkeit, Sittsamkeit und Genügsamkeit. [44])

Ob aber der Mensch nun von Natur moralisch gut oder böse ist? Keines von beiden, denn er ist von Natur gar kein moralisches Wesen; er wird dieses nur, wenn seine Vernunft sich bis zu den Begriffen der Pflicht und des Gesetzes erhebt. Man kann indessen sagen, daß er ursprünglich Anreize zu allen Lastern in sich habe, denn er hat Neigungen und Instinkte, die ihn anregen, ob ihn gleich die Vernunft zum Gegentheile treibt. Er kann daher nur moralisch gut werden durch Tugend, also aus Selbstzwang, ob er gleich ohne Anreize unschuldig sein kann.

Laster entspringen meistens daraus, daß der gesittete Zustand der Natur Gewalt thut, und unsre Bestimmung als Menschen ist doch, aus dem rohen Naturzustande als Thier herauszutreten. Vollkommne Kunst wird wieder zur Natur.

Es beruht alles bei der Erziehung darauf, daß man überall die richtigen Gründe aufstelle und den Kindern begreiflich und annehmlich mache. Sie müssen lernen, die Verabscheuung des Ekels und der Ungereimtheit an die Stelle der des Hasses zu setzen; innern Abscheu, statt des äußern vor Menschen und der göttlichen Strafen, Selbstschätzung und innere Würde, statt der Meinung der Menschen, — innern Werth der Handlung und des Thun, statt der Worte, und Gemüthsbewegung, — Verstand, statt des Gefühles, — und Fröhlichkeit und Frömmigkeit bei guter Laune, statt der grämischen, schüchternen und finstern Andacht eintreten zu lassen.

Vor allen Dingen aber muß man sie auch dafür bewahren, daß sie die merita fortunae*) nie zu hoch anschlagen.

Was die Erziehung der Kinder in Absicht der Religion anbetrifft, so ist zuerst die Frage: ob es thunlich sei, frühe den Kindern

*) Die Verdienste des Glückes.

Religionsbegriffe beizubringen? Hierüber ist sehr viel in der Pädagogik gestritten worden. Religionsbegriffe setzen allemal einige Theologie voraus. Sollte nun der Jugend, die die Welt, die sich selbst noch nicht kennt, wohl eine Theologie können beigebracht werden? Sollte die Jugend, die die Pflicht noch nicht kennt, eine unmittelbare Pflicht gegen Gott zu begreifen im Stande sein? So viel ist gewiß, daß, wenn es thunlich wäre, daß Kinder keine Handlungen der Verehrung des höchsten Wesens mit ansähen, selbst nicht einmal den Namen Gottes hörten, es der Ordnung der Dinge angemessen wäre, sie erst auf die Zwecke und auf das, was dem Menschen ziemt, zu führen, ihre Beurtheilungskraft zu schärfen, sie von der Ordnung und Schönheit der Naturwerke zu unterrichten, dann noch eine erweiterte Kenntniß des Weltgebäudes hinzuzufügen und hierauf erst den Begriff eines höchsten Wesens, eines Gesetzgebers, ihnen zu eröffnen. Weil dies aber nach unserer jetzigen Lage nicht möglich ist, so würde, wenn man ihnen erst spät von Gott etwas beibringen wollte, sie ihn aber doch nennen hörten und sogenannte Diensterweisungen gegen ihn mit ansähen, dieses entweder Gleichgültigkeit, oder verkehrte Begriffe bei ihnen hervorbringen, z. E. eine Furcht vor der Macht desselben. Da es nun aber zu besorgen ist, daß sich diese in die Phantasie der Kinder einnisten möchte, so muß man, um sie zu vermeiden, ihnen frühe Religionsbegriffe beizubringen suchen. Doch muß dies nicht Gedächtnißwerk, bloße Nachahmung und alleiniges Affenwerk sein, sondern der Weg, den man wählt, muß immer der Natur angemessen sein. Kinder werden, auch ohne abstrakte Begriffe von Pflicht, von Verbindlichkeiten, von Wohl- oder Uebelverhalten zu haben, einsehen, daß ein Gesetz der Pflicht vorhanden sei, daß nicht die Behaglichkeit, der Nutzen und dergl. sie bestimmen solle, sondern etwas allgemeines, das sich nicht nach den Launen der Menschen richtet. Der Lehrer selbst aber muß sich diesen Begriff machen.

Zuvörderst muß man alles der Natur, nachher diese selbst aber Gott zuschreiben, wie z. E. erstlich alles auf Erhaltung der Arten und deren Gleichgewicht angelegt worden, aber von weitem zugleich auch auf den Menschen, damit er sich selbst glücklich mache.

Der Begriff von Gott dürfte am besten zuerst analogisch mit dem des Vaters, unter dessen Pflege wir sind, deutlich gemacht werden, wobei sich dann sehr vortheilhaft auf die Einigkeit der Menschen, als in einer Familie, hinweisen läßt.

Was ist denn aber Religion? Religion ist das Gesetz in uns, in so ferne es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält; sie ist eine auf die Erkenntniß Gottes angewandte Moral.[45])

Verbindet man Religion nicht mit Moralität, so wird Religion bloß zur Gunstbewerbung. Lobpreisungen, Gebete, Kirchengehen sollen nur dem Menschen neue Stärke, neuen Muth zur Besserung geben, oder der Ausdruck eines von der Pflichtvorstellung beseelten Herzens sein. Sie sind nur Vorbereitungen zu guten Werken, nicht aber selbst gute Werke, und man kann dem höchsten Wesen nicht anders gefällig werden, als dadurch, daß man ein besserer Mensch werde.

Zuerst muß man bei dem Kinde von dem Gesetze, das es in sich hat, anfangen. Der Mensch ist sich selbst verachtenswürdig, wenn er lasterhaft ist. Dieses ist in ihm selbst gegründet, und er ist es nicht deswegen erst, weil Gott das Böse verboten hat. Denn es ist nicht nöthig, daß der Gesetzgeber zugleich auch der Urheber des Gesetzes sei. So kann ein Fürst in seinem Lande das Stehlen verbieten, ohne deswegen der Urheber des Verbotes des Diebstahles genannt werden zu können. Hieraus lernt der Mensch einsehen, daß sein Wohlverhalten allein ihn der Glückseligkeit würdig mache. Das göttliche Gesetz muß zugleich als Naturgesetz erscheinen, denn es ist nicht willkürlich. Daher gehört Religion zu aller Moralität.

Man muß aber nicht von der Theologie anfangen. Die Religion, die bloß auf Theologie gebaut ist, kann niemals etwas Moralisches enthalten. Man wird bei ihr nur Furcht auf der einen, und lohnsüchtige Absichten und Gesinnungen auf der andern Seite haben, und dies giebt dann bloß einen abergläubischen Kultus ab. Moralität muß also vorhergehen, die Theologie ihr dann folgen, und das heißt Religion.

Das Gesetz in uns heißt Gewissen. Das Gewissen ist eigentlich die Applikation unserer Handlungen auf dieses Gesetz. Die Vorwürfe desselben werden ohne Effekt sein, wenn man es sich nicht als den Repräsentanten Gottes denkt, der seinen erhabenen Stuhl über uns, aber auch in uns einen Richterstuhl aufgeschlagen hat. Wenn die Religion nicht zur moralischen Gewissenhaftigkeit hinzukommt, so ist sie ohne Wirkung. Religion ohne moralische Gewissenhaftigkeit ist ein abergläubischer Dienst. Man will Gott dienen, wenn man z. E. ihn lobt, seine Macht, seine Weisheit preiset, ohne darauf zu denken, wie man die göttlichen Gesetze erfülle, ja, ohne einmal seine Macht, Weisheit, u. s. w. zu kennen, und denselben nachzuspüren. Diese Lobpreisungen sind ein Opiat für das Gewissen solcher Leute, und ein Polster, auf dem es ruhig schlafen soll.

Kinder können nicht alle Religionsbegriffe fassen, einige aber muß man ihnen demohngeachtet beibringen; nur müssen diese mehr negativ als positiv sein. — Formeln von Kindern herbeten zu lassen, das dient zu nichts und bringt nur einen verkehrten Begriff von Frömmig-

keit hervor. Die wahre Gottesverehrung besteht darin, daß man nach Gottes Willen handelt, und dies muß man den Kindern beibringen. Man muß bei Kindern, wie auch bei sich selbst, darauf sehen, daß der Name Gottes nicht so oft gemißbraucht werde. Wenn man ihn bei Glückwünschungen, ja selbst in frommer Absicht braucht, so ist dies eben auch ein Mißbrauch. Der Begriff von Gott sollte den Menschen, bei dem jedesmaligen Aussprechen seines Namens mit Ehrfurcht durchdringen, und er sollte ihn daher selten, und nie leichtsinnig gebrauchen. Das Kind muß Ehrfurcht vor Gott empfinden lernen, als vor dem Herrn des Lebens und der ganzen Welt; ferner als vor dem Vorsorger der Menschen, und drittens endlich als vor dem Richter derselben. Man sagt, daß Newton immer, wenn er den Namen Gottes ausgesprochen, eine Weile inne gehalten und nachgedacht habe.

Durch eine vereinigte Deutlichmachung des Begriffes von Gott und der Pflicht lernt das Kind um so besser die göttliche Vorsorge für die Geschöpfe respektiren und wird dadurch vor dem Hange zur Zerstörung und Grausamkeit bewahrt, der sich so vielfach in der Marter kleiner Thiere äußert. Zugleich sollte man die Jugend auch anweisen, das Gute in dem Bösen zu entdecken, z. E. Raubthiere, Insekten sind Muster der Reinlichkeit und des Fleißes; böse Menschen ermuntern zum Gesetze; Vögel, die den Würmern nachstellen, sind Beschützer des Gartens, u. s. w.

Man muß den Kindern also einige Begriffe von dem höchsten Wesen beibringen, damit sie, wenn sie andre beten sehen u. s. w., wissen mögen, gegen wen und warum dieses geschiebt. Diese Begriffe müssen aber nur wenige an der Zahl und, wie gesagt, nur negativ sein. Man muß sie ihnen aber schon von früher Jugend an beizubringen anfangen, dabei aber ja dahin sehen, daß sie die Menschen nicht nach ihrer Religionsobservanz schätzen; denn ohngeachtet der Verschiedenheit der Religionen giebt es doch überall Einheit der Religion.

Wir wollen hier nun noch zum Schlusse einige Bemerkungen beibringen, die vorzüglich von der Jugend bei ihrem Eintritte in die Jünglingsjahre sollten beobachtet werden. Der Jüngling fängt um diese Zeit an, gewisse Unterschiede zu machen, die er vorher nicht machte. Nämlich erstens den Unterschied des Geschlechtes. Die Natur hat hierüber eine gewisse Decke des Geheimnisses verbreitet, als wäre diese Sache etwas, das dem Menschen nicht ganz anständig und bloß Bedürfniß der Thierheit in dem Menschen ist. Die Natur hat aber gesucht, diese Angelegenheit mit aller Art von Sittlichkeit zu verbinden, die nur möglich ist. Selbst die wilden Nationen betragen

sich dabei mit einer Art von Scham und Zurückhaltung. Kinder legen den Erwachsenen bisweilen hierüber vorwitzige Fragen vor, z. E. wo die Kinder herkämen? Sie lassen sich aber leicht befriedigen, wenn man ihnen entweder unvernünftige Antworten, die nichts bedeuten, giebt, oder sie mit der Antwort, daß dieses Kinderfrage sei, abweiset.

Die Entwickelung dieser Neigungen bei dem Jünglinge ist mechanisch, und es verhält sich dabei wie bei allen Instinkten, daß sie sich entwickeln, auch ohne einen Gegenstand zu kennen. Es ist also unmöglich, den Jüngling hier in der Unwissenheit und in der Unschuld, die mit ihr verbunden ist, zu bewahren. Durch Schweigen macht man das Uebel aber nur noch ärger. Dieses sieht man an der Erziehung unserer Vorfahren. Bei der Erziehung in neuern Zeiten nimmt man richtig an, daß man unverhohlen, deutlich und bestimmt mit dem Jünglinge davon reden müsse. Es ist dies freilich ein delikater Punkt, weil man ihn nicht gern als den Gegenstand eines öffentlichen Gesprächs ansieht. Alles wird aber dadurch gut gemacht, daß man mit würdigem Ernste davon redet, und daß man in seine Neigungen entrirt.

Das 13te oder 14te Jahr ist gewöhnlich der Zeitpunkt, in dem sich bei dem Jünglinge die Neigung zu dem Geschlechte entwickelt, (es müßten denn Kinder verführt und durch böse Beispiele verdorben sein, wenn es früher geschähe.) Ihre Urtheilskraft ist dann auch schon ausgebildet, und die Natur hat sie um die Zeit bereits präparirt, daß man mit ihnen davon reden kann.

Nichts schwächet den Geist wie den Leib des Menschen mehr, als die Art der Wollust, die auf sich selbst gerichtet ist, und sie streitet ganz wider die Natur des Menschen. Aber auch diese muß man dem Jünglinge nicht verhehlen. Man muß sie ihm in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellen, ihm sagen, daß er sich dadurch für die Fortpflanzung des Geschlechtes unnütz mache, daß die Leibeskräfte dadurch am allermeisten zu Grunde gerichtet werden, daß er sich dadurch ein frühes Alter zuziehe und sein Geist sehr dabei leide u. s. w.

Man kann den Anreizen dazu entgehen durch anhaltende Beschäftigung, dadurch, daß man dem Bette und Schlafe nicht mehr Zeit widmet, als nöthig ist. Die Gedanken daran muß man sich durch jene Beschäftigungen aus dem Sinne schlagen, denn wenn der Gegenstand auch nur bloß in der Imagination bleibt, so nagt er doch an der Lebenskraft. Richtet man seine Neigung auf das andere Geschlecht, so findet man doch noch immer einigen Widerstand, richtet man sie aber auf sich selbst, so kann man sie zu jeder Zeit befriedigen. Der physische Effekt ist überaus schädlich, aber die Folgen in Absicht der

Moralität sind noch weit übler. Man überschreitet hier die Grenzen der Natur, und die Neigung wüthet ohne Aufhalt fort, weil keine wirkliche Befriedigung stattfindet. Lehrer bei erwachsenen Jünglingen haben die Frage aufgeworfen: ob es erlaubt sei, daß ein Jüngling sich mit dem andern Geschlechte einlasse? Wenn eines von beiden gewählt werden muß, so ist dies allerdings besser. Bei jenem handelt er wider die Natur, hier aber nicht. Die Natur hat ihn zum Manne berufen, sobald er mündig wird, und also auch seine Art fortzupflanzen; die Bedürfnisse aber, die der Mensch in einem kultivirten Staate nothwendig hat, machen, daß er dann noch nicht immer seine Kinder erziehen kann. Er fehlt hier also wider die bürgerliche Ordnung. Am besten ist es also, ja, es ist Pflicht, daß der Jüngling warte, bis er im Stande ist, sich ordentlich zu verheirathen. Er handelt dann nicht nur wie ein guter Mensch, sondern auch wie ein guter Bürger.

Der Jüngling lerne frühzeitig, eine anständige Achtung vor dem andern Geschlechte hegen, sich dagegen durch lasterfreie Thätigkeit desselben Achtung erwerben, und so dem hohen Preise einer glücklichen Ehe entgegenstreben.

Ein zweiter Unterschied, den der Jüngling um die Zeit, da er in die Gesellschaft eintritt, zu machen anfängt, besteht in der Kenntniß von dem Unterschiede der Stände und der Ungleichheit der Menschen. Als Kind muß man ihm diese gar nicht merken lassen. Man muß es ihm selbst nicht einmal zugeben, dem Gesinde zu befehlen. Sieht es, daß die Eltern dem Gesinde befehlen, so kann man ihm allenfalls sagen: wir geben ihnen Brod, und dafür gehorchen sie uns, du thust das nicht, und also dürfen sie dir auch nicht gehorchen. Kinder wissen davon auch nichts, wenn Eltern ihnen nur nicht selbst diesen Wahn beibringen. Dem Jünglinge muß man zeigen, daß die Ungleichheit der Menschen eine Einrichtung sei, welche entstanden ist, da ein Mensch Vortheile vor dem andern zu erhalten gesucht hat. Das Bewußtsein der Gleichheit der Menschen bei der bürgerlichen Ungleichheit kann ihm nach und nach beigebracht werden.

Man muß bei dem Jünglinge darauf sehen, daß er sich absolut und nicht nach andern schätze. Die Hochschätzung anderer in dem, was den Werth des Menschen gar nicht ausmacht, ist Eitelkeit. Ferner muß man ihn auch auf Gewissenhaftigkeit in allen Dingen hinweisen, und daß er auch darin nicht bloß scheine, sondern alles zu sein sich bestrebe. Man muß ihn darauf aufmerksam machen, daß er in keinem Stücke, wo er einen Vorsatz wohl überlegt hat, ihn zum leeren Vorsatze werden lasse. Lieber muß man keinen Vorsatz fassen und die Sache im Zweifel lassen; — auf Genügsamkeit mit äußern Umständen

und Duldsamkeit in Arbeiten: Sustine et abstine; — auf Genügsamkeit in Vergnügungen. Wenn man nicht bloß Vergnügungen verlangt, sondern auch geduldig im Arbeiten sein will, so wird man ein brauchbares Glied des gemeinen Wesens und bewahrt sich vor Langweile.

Auf Fröhlichkeit ferner und gute Laune muß man den Jüngling hinweisen. Die Fröhlichkeit des Herzens entspringt daraus, daß man sich nichts vorzuwerfen hat. —

Auf Gleichheit der Laune. Man kann sich durch Uebung dahin bringen, daß man sich immer zum aufgeräumten Theilnehmer der Gesellschaft disponiren kann. —

Darauf, daß man vieles immer wie Pflicht ansieht. Eine Handlung muß mir werth sein, nicht weil sie mit meiner Neigung stimmt, sondern weil ich dadurch meine Pflicht erfülle. —

Auf Menschenliebe gegen andere, und dann auch auf weltbürgerliche Gesinnungen. In unserer Seele ist etwas, daß wir Interesse nehmen 1) an unserm Selbst, 2) an andern, mit denen wir aufgewachsen sind, und dann muß 3) noch ein Interesse am Weltbesten statt finden. Man muß Kinder mit diesem Interesse bekannt machen, damit sie ihre Seelen daran erwärmen mögen. Sie müssen sich freuen über das Weltbeste, wenn es auch nicht der Vortheil ihres Vaterlandes, oder ihr eigner Gewinn ist. —

Darauf, daß er einen geringen Werth setze in den Genuß der Ergötzlichkeiten des Lebens. Die kindische Furcht vor dem Tode wird dann wegfallen. Man muß dem Jünglinge zeigen, daß der Genuß nicht liefert, was der Prospekt versprach. —

Auf die Nothwendigkeit endlich der Abrechnung mit sich selbst an jedem Tage, damit man am Ende des Lebens einen Ueberschlag machen könne inbetreff des Werthes seines Lebens.

Anmerkungen.

1) Auf das Geschrei des neugebornen Kindes kommt Kant in der Anthropologie zweimal zu sprechen. Es heißt Werke VII. 652: „Das Geschrei, welches ein kaum gebornes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung und aufgebrachten Zorns an sich, nicht aus Schmerz, sondern aus Verdruß über etwas; vermuthlich darum, weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird. — Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrei auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit oder bei der Entkräftung derselben durch die Niederkunft, es zu fressen. Kein Thier aber außer dem Menschen (wie er jetzt ist) wird beim Geborenwerden seine Existenz laut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur so angeordnet zu sein scheint, um die Art zu erhalten. Man muß also annehmen, daß in der frühen Epoche der Natur in Ansehung dieser Thierklasse (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieses Lautwerden des Kindes bei seiner Geburt noch nicht war; mithin nur späterhin eine zweite Epoche, nachdem beide Eltern schon zu derjenigen Kultur, die zum häuslichen Leben nothwendig ist, gelangt waren, eingetreten ist; ohne daß wir wissen, wie die Natur und durch welche mitwirkende Ursachen sie eine solche Entwicklung veranstaltete. Diese Bemerkung führt weit z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieselbe zweite Epoche bei großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte; da ein Orangoutang oder ein Chimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielt und durch gesellschaftliche Kultur sich allmählich entwickelte."

Und ebendaselbst S. 589: „Das Kind, welches sich nur eben dem mütterlichen Schoße entwunden hat, scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, bloß deswegen mit lautem Geschrei in die Welt zu treten, weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht und so seinen Anspruch auf Freiheit (wovon kein anderes Thier eine Vorstellung hat) sofort ankündigt" und in der Anmerkung: „Lucrez, als Dichter, wendet dieses in der That merkwürdige Phänomen im Thierreiche anders:

> Vagituque locum lugubri complet ut aequom 'st,
> Quoi tantum in vita restet transire malorum! *)

„Diesen Prospekt kann das neugeborne Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunklen Idee (oder dieser analogen Vorstellung) von Freiheit und der Hinderniß derselben, dem Unrecht herrühre, entdeckt sich durch die, ein paar Monate nach der Geburt sich mit seinem Geschrei verbindenden Thränen, welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich gewissen Gegenständen zu nähern, oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bestrebt ist und daran sich gehindert fühlt. Dieser Trieb, seinen Willen zu haben und die Ver-

---

*) Lucr. de rer. nat. V. 227. „Und es erfüllt den Ort mit kläglichem Geschrei, wie billig, da seiner im Leben so viele Leiden harren."

hinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus und läßt eine Bösartigkeit hervorscheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genöthigt sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreien erwidert wird. Ebendasselbe geschieht, wenn es durch eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Thiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig unter einander, und es ist, als ob ein gewisser Rechtsbegriff (der sich auf die äußere Freiheit bezieht) sich mit der Thierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmählich erlernt werde."

2) In der Anthropologie bestimmt Kant den Unterschied von Mensch und Thier dahin, daß ersterer einen Charakter hat, den er sich selbst schafft, indem er vermögend ist, sich nach seinen von ihm selbst genommenen Zwecken zu perfektioniren, wodurch er, als ein mit Vernunftfähigkeit begabtes Thier (animal rationabile), aus sich selbst ein vernünftiges Thier machen kann, wo er denn erstlich sich selbst und seine Art erhält, zweitens sie übt, belehrt und für die häusliche Gesellschaft erzieht, drittens sie, als ein systematisches (nach Vernunftprinzipien geordnetes) für die Gesellschaft gehöriges Ganze regiert." Werke VII, 646.

3) Kant hat später in dem Aufsatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" 1786 (Werke IV. 315 f.) die Annahme eines anfänglichen vollkommnen Zustandes der Menschheit mit der andern, welche die Roheit als das Ursprüngliche ansieht, dahin zu vereinigen gesucht, daß er einen paradiesisch-unschuldigen Zustand als das Erste setzt, der jedoch nur die Stufe des Instinktes bezeichnet, und auf welchen eine Periode der Schuld, die aber zugleich die des ersten Vernunftgebrauches ist, folgte, mit der daher erst die eigentlich menschliche Entwicklung beginnt.

4) Inbetreff des Gesanges der Vögel wirft Kant in der Anthropologie Werke VII. 648 folgende Frage auf: „Die Singvögel lehren ihren Jungen gewisse Gesänge und pflanzen sie durch Tradition fort; so daß ein isolirter Vogel, der noch blind aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachsen, keinen Gesang, sondern nur einen gewissen angeborenen Organlaut hat — wo ist aber nun der erste Gesang hergekommen? Denn gelernt ist dieser nicht, und wäre er instinktmäßig entsprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?" Er fügt in der Anmerkung hinzu: „Man kann mit dem Ritter Linné für die Archäologie der Natur die Hypothese annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerst eine Insel unter dem Aequator, als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle klimatische Stufen der Wärme, von der des heißen am niedrigen Ufer desselben, bis zur arktischen Kälte auf seinem Gipfel, sammt den ihnen angemessenen Pflanzen und Thieren, nach und nach entstanden; daß was die Vögel aller Art betrifft, die Singvögel den angebornen Organlaut so vielerlei verschiedener Stimmen nachahmten und jede, so viel ihre Kehle es verstattete, mit der andern verbanden, wodurch eine jede Spezies sich ihren bestimmten Gesang machte, den nachher einer dem andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beibrachte; wie man auch sieht, daß Finken und Nachtigallen in verschiedenen Ländern auch einige Verschiedenheit in ihren Schlägen anbringen." — Auf die Thatsache der Ueberlieferung des Vogelsanges legte Kant solches Gewicht, daß er in den Vorlesungen über Anthropologie im Winter 1790/91, herausgg. v. Starke 1831 S. 120, den Gesangvögeln so gut wie den Menschen erziehende Thätigkeit zuspricht.

5) Daß Kant später in der menschlichen Unvollkommenheit einen Umstand erblickte, der das Problem der moralischen Erziehung nicht dem Grade, sondern auch der Qualität nach als unlösbar erscheinen lassen, wurde oben S. 47 angegeben.

6) Kant's spätere Ansicht oben S. 45.

7) Vgl. Kritik der reinen Vernunft. Werke III. 259. „Nichts kann Schädlicheres und eines Philosophen Unwürdigeres gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existiren würde, wenn jene Anstalten [es ist von der Gesetzgebung die Rede] zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe, eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten." — Die Definition von Idee, welche im Texte folgt, muß älter sein, als diejenige, welche in dem zitirten Hauptwerke weiterhin (a. a. O. 261.) gegeben wird. Ueber die Anmaßung der Empirie, ideale Forderungen

herabstimmen zu wollen, spricht Kant eingehend in dem Aufsatze: „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ 1793. Werke VI. 305 f.

8) Vgl. Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ 1784. (Werke IV. 143 f.): „Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln .... Am Menschen, (als dem einzigen vernünftigen Geschöpfe auf Erden) sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Die Vernunft in einem Geschöpfe ist ein Vermögen, die Regeln und Absichten des Gebrauchs aller seiner Kräfte weit über den Naturinstinkt zu erweitern und kennt keine Grenzen ihrer Entwürfe. Sie wirkt aber selbst nicht instinktmäßig, sondern bedarf Versuche, Uebung und Unterricht, um von einer Stufe der Einsicht zur andern allmählich fortzuschreiten. Daher würde ein jeder Mensch unmäßig lange leben müssen, um zu lernen, wie er von allen seinen Naturanlagen einen vollständigen Gebrauch machen solle; aber wenn die Natur seine Lebensfrist nur kurz angesetzt hat (wie es wirklich geschehen ist), so bedarf sie einer vielleicht unabsehlichen Reihe von Zeugungen, deren eine der andern ihre Aufklärung überliefert, um endlich ihre Keime in unserer Gattung zu derjenigen Stufe der Entwickelung zu treiben, welche ihrer Absicht vollständig angemessen ist.“

9) Vom Standpunkte seiner entwickelten praktischen Philosophie durfte Kant nicht von verschiedenen, sondern nur von der einen Anlage zum Guten, als welches nur in dem guten Willen zu finden ist, sprechen, man vergleiche seine Aeußerung in der „Grundl. z. Met. d. Sitten“, oben S. 33. Ebensowenig konnte er später die im Texte gleich darauf gebrauchte Bezeichnung „bloße Anlagen ohne den Unterschied der Moralität“ aufrecht erhalten.

10) In der Rink'schen Ausgabe geht der Absatz: Ob die Erziehung u. s. w. dem andern: Zwei Erfindungen u. s. w. voran. Offenbar muß die Stellung beider die umgekehrte sein, da das Folgende sich unmittelbar an die von Kant aufgeworfene Frage anschließt.

11) Vgl. Grundlegung der Metaphysik der Sitten Werke IV. 263. „Weil man in der frühen Jugend nicht weiß, welche Zwecke uns im Leben aufstoßen dürften, so suchen Eltern vornehmlich ihre Kinder recht vielerlei lernen zu lassen und sorgen für die Geschicklichkeit im Gebrauch der Mittel zu allerlei beliebigen Zwecken, von denen keinem sie bestimmen können, ob er nicht etwa wirklich künftig eine Absicht ihres Zöglings werden könne, wovon es indessen doch möglich ist, daß er sie einmal haben möchte, und diese Sorgfalt ist so groß, daß sie darüber gemeiniglich verabsäumen, ihnen das Urtheil über den Werth der Dinge, die sie sich etwa zu Zwecken machen möchten, zu bilden und zu berichtigen.“

12) Daß Kant diese Auffassung später aufgegeben, ist in der Einleitung gezeigt. s. oben S. 46 f.

13) Dies schöne Gleichniß hat Kant noch einmal angewandt in dem Aufsatze: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ 1784. Werke IV. 148, wo er den Wetteifer, welchen die bürgerliche Verfassung erzeugt, mit dem Emporstreben der Waldbäume vergleicht.

14) Die beiden nächsten Abschnitte stehen in der Rink'schen Ausgabe hinter der auf S. 70 folgenden Eintheilung der Erziehung. Da sie sich jedoch an die Winke über Einrichtung der Schulen gar wohl anschließen, während sie an jener Stelle unvermittelt auftreten, so ist ihre Versetzung vorgenommen worden. Freilich bleibt nicht ausgeschlossen, daß die Rink'sche Reihenfolge gerade die des Kant'schen Vortrags gewesen sein könne, der, wie an andern Stellen ersichtlich wird, sich allerdings Episoden erlaubt.

15) Die erste Normalschule wurde 1771 zu Wien errichtet; der Plan, den Kant tadelt, ist die vom Abte Felbiger 1774 verfaßte Schulordnung, die jedoch den Vorwurf Kants nicht verdient. Dieser scheint auch nicht sowohl gegen den Schulplan, als gegen die ganze Einrichtung gerichtet zu sein. Möglich daß der Aufsatz: „Freimüthige Beurtheilung der österreichischen Normalschulen“ in der Allg. deutsch. Bibliothek von 1783 nicht ohne Einfluß auf Kants Urtheil war. — Auf Kant's Ausspruch: „Erst Experimentalschulen, dann Normalschulen“ beruft

sich Herbart bei dem ersten Vorschlage eines pädagogischen Seminars an die Königsberger Universität. „Herbart'sche Reliquien" v. T. Ziller 1871. S. 182.

16) Daraus daß Kant von dem Philanthropin in der Vergangenheit spricht, folgt nicht gerade, daß die Stelle erst nach dessen Auflösung 1793 geschrieben ist; das Institut war bekanntlich schon mehrere Jahre vor seinem Ende im Sterben begriffen. Innere Gründe lassen es durchaus unwahrscheinlich erscheinen, daß Kant seine Notizen zur Pädagogik nach Abfassung der Hauptschriften zur praktischen Philosophie noch erweitert habe.

17) Auf die Unterscheidung von kultiviren — zivilisiren — moralisiren, welche der Distinktion: technisch — pragmatisch — moralisch (s. u.) entspricht, ist Kant noch oft zurückgekommen. In der Anthropologie Werke VII. 647 unterscheidet er im Menschen drei Anlagen: die technische (mit Bewußtsein verbunden mechanische) zu Handhabung der Sachen, die pragmatische, (die Zivilisirung durch Kultur) andere Menschen zu seinen Absichten geschickt zu brauchen und die moralische, nach dem Freiheitsprinzip unter Gesetzen gegen sich und andere zu handeln. Ueber das Verhältniß der drei Begriffe heißt es in dem Aufsatze „Idee einer allg. Gesch." Werke IV. 152: „Die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur, der Gebrauch dieser Idee aber, welche nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliebe und der äußern Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Zivilisirung aus." Ueber den Werth der Geschicklichkeit als Ergebniß der technischen Bildung, der Klugheit als das der pragmatischen und der Sittlichkeit als das der moralischen handelt er in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten 1785." Werke IV. 265 und 283: „Geschicklichkeit hat einen Marktpreis, Witz u. s. w. einen Affektionspreis, die Moralität allein einen innern Werth d. i. Würde." — Auf die Abtrennung der Disziplin von der Kultur im weitern Sinne und zwar auch für das Theoretische legte Kant einen Werth. Es heißt in der Kritik der reinen Vernunft" 1781. Werke III. 475: „Man nennt den Zwang, wodurch der beständige Hang, von gewissen Regeln abzuweichen, eingeschränkt und endlich vertilgt wird, die Disziplin; sie ist von Kultur unterschieden, welche bloß eine Fertigkeit verschaffen soll, ohne eine andere schon vorhandene dagegen aufzuheben. Zu der Bildung eines Talents, welches schon für sich selbst einen Antrieb zur Aeußerung hat, wird also die Disziplin einen negativen, die Kultur aber und Doktrin einen positiven Beitrag leisten. Ich weiß wohl, fügt Kant in der Anmerkung hinzu, daß man in der Schulsprache den Namen der Disziplin mit dem der Unterweisung gleichgeltend zu brauchen pflegt. Allein es giebt dagegen so viele andere Fälle, da der erstere Ausdruck als Zucht von dem Zwecke als Belehrung sorgfältig unterschieden wird, und die Natur der Dinge erheischt es auch selbst, für diesen Unterschied die einzigen schicklichen Ausdrücke aufzubewahren, daß ich wünsche, man möge niemals erlauben, jenes Wort in anderer, als negativer Bedeutung zu brauchen." — Bemerkt sei, daß Kant später, so in der „Kritik der Urtheilskraft" 1790 Werke V. 445, auch die Moralisirung mit unter der Zucht (Disziplin) einbegriff. In dieser veredelten Bedeutung hat nachmals Herbart das Wort Zucht zum Kunstausdruck gemacht, indem er für das, was bei Kant Disziplinirung heißt, Regierung setzte. Auf seine Bestimmung der Begriffe ist die Kantische jedenfalls nicht ohne Einfluß geblieben. — Eine Weiterbildung der Kantischen Reihe Disziplініren u. s. w. versuchte Sailer in seiner Schrift „Ueber Erziehung" 1807 f. S. 24, indem er als fünftes Glied das Divinisiren, Gott ähnlich machen, zufügte.

Rosenkranz „Pädagogik als System" 1848 § 138 fügt ebenfalls zum Zivilisiren und Moralisiren die Bildung zur Religion als drittes. — Gegen die Kant'sche Distinktion erklärt sich Schwarz in der Besprechung der Kant'schen Erziehungslehre, welche er in den „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik 1833" Bd. II. giebt.

17a) Kant liebte es, gelegentlich zu etymologisiren, wobei es manchmal schwer ist, Ernst und Scherz zu unterscheiden. So leitet er Schmeichler von schmiegen, Heuchler von hauchen, Poltron von pollex truncatus, Canaille von canalicola, Ahriman von Arger Mann ab. Vgl. Werke VII. 593. 594. 576. 635. u. a. m.; meist Ergebnisse heiterer Tischgesellschaft.

18) In dem Aufsatze; „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" 1786 Werke IV. 322. macht Kant die Distinktion: der Schritt aus dem rohen Zu-

stande des instinktiven Lebens war für das Individuum ein Verlust, für die Gattung ein Gewinn. Man vergleiche damit seine Aeußerung über Rousseau's Ansicht oben S. 22.

19) Hier hat die Rink'sche Ausgabe die Ueberschrift: Abhandlung, so daß das Vorhergehende als Einleitung aufzufassen wäre. Allerdings nimmt Kant hier einen neuen Anlauf, allein das Gleiche thut er auch oben S. 71 und weiter unten S. 91 und 101; es erscheint daher nicht begründet, diese Stelle besonders zu markiren. Der Umstand, daß Kant die Erziehung und Erziehungslehre immer von neuem gliedert und eintheilt, erschwert den Ueberblick, zumal da, zwar nicht in der Sache, so doch durch veränderten Gebrauch der Worte die verschiedenen Eintheilungen von einander abweichen. Strümpell hat in seiner Schrift: „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart" 1843. S. 17. diese Eintheilungen zu vereinigen gesucht; doch kann ich ihm nicht ganz beitreten. Das Schema, welches sich mir ergiebt, und das zur Orientirung schon hier vorgelegt werde, obgleich es zum Theil vorgreift, ist folgendes:

Erziehung umfaßt:

A. Wartung. S. 61 und 63; identisch damit sind: Verpflegung, Unterhaltung S. 61, Versorgung S. 71, physische Erziehung (im engern Sinne). S. 73 f.

B. Bildung. S. 63 und 71. identisch damit ist: praktische oder moralische Erziehung (im weitesten Sinne) S. 74. Die Bildung ist:

I. negativ S. 71, d. i. Beseitigung der Wildheit; sie heißt S. 61, 62 und 63 Zucht, S. 69 und 71 Disziplin.

II. positiv S. 71, d. i. Beseitigung der Rohigkeit; sie heißt S. 63: Unterweisung, S. 64 und 83 Kultur, S. 102 praktische Erziehung.

Die positive Bildung umfaßt wieder:

a. Die Bildung des Menschen als Naturwesen, als Theil der Physis, welche in diesem Sinne physische Bildung heißt S. 86 und 91. Sie wird nach verschiedenen Gesichtspunkten eingetheilt:

1) je nachdem sie einerseits den Körper, andrerseits die Seele zum Gegenstande hat S. 87, in welch letzterem Falle sie sich weiter nach dem Seelenvermögen gliedert S. 91; oder

2) je nachdem ihr Verfahren einerseits frei, andrerseits scholastisch (d. i. schulmäßig) S. 74 ist, oder endlich:

3) je nachdem sie

theils auf Geschicklichkeit: Kultivirung im engern Sinne S. 69 = technische, scholastisch-mechanische Bildung S. 74, Belehrung und Unterweisung;

theils auf Klugheit angelegt ist: Zivilisirung: pragmatische Bildung S. 70 u. s. w.

b. Die Bildung des Menschen als freies Wesen, Glied der sittlichen Welt, und ist als solche moralische Bildung, Moralisirung S. 70, 74, 87, 91. Sie wird S. 71 mit der Zivilisirung zusammengefaßt unter dem Begriff praktische Bildung oder Anführung.

Daß bei so vielfacher Klassifikation kein einziges mal die Kategorientafel benutzt wird, macht wahrscheinlich, daß die Notizen zur Pädagogik seit der Zeit, wo bei Kant die Gewohnheit aufkam, jene Tafel auf jedweden Stoff anzuwenden, d. i. nach Mitte der achtziger Jahre, keine Erweiterung mehr erfahren haben. Die Schüler Kants, als Niemeyer, Lehne, Weiller, Milde, Heusinger hielten sich fast ausschließlich an das Schema der Seelenvermögen, und erst Herbart hat das Fruchtbare der Kant'schen Eintheilungen bewahrt und zur Geltung gebracht. Eine Kritik der letzteren giebt Gräfe „Allgemeine Pädagogik" 1845. II. S. 24, welcher Kant insofern beitritt, als er Pflege, Unterricht und Zucht als die Erziehungsthätigkeiten ansieht.

20) Die Rink'sche Ausgabe bringt alles Folgende unter die beiden Ueberschriften: Von der physischen Erziehung und weiterhin: Von der praktischen Erziehung, wobei aber die Aeußerungen Kants über moralische Bildung unter der ersteren aufgeführt werden! Beide Ueberschriften, die sich als ungeschickte Zuthaten erweisen, sind weggelassen. Im Nächstfolgenden wird man die Reminiszenzen aus Rousseau's Emil, auch wo Kant denselben nicht zitirt, leicht herauserkennen. Die Angaben über die Erziehung bei wilden oder entlegenen Völkern können hie und da aus den Vorlesungen über physische Geographie, Werke VIII. 377 f., Er-

weiterungen erhalten. Wenn Rosenkranz in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie" S. 271 spottet, daß „vom Säugen und Wiegen mit großmütterlicher Angelegentlichkeit gehandelt werde", so muß man Kant insofern in Schutz nehmen, als die von Rousseau angeregte Reflexion über diese Dinge damals neu war und allgemeines Interesse fand; schrieb doch der berühmte Hufeland ein ganzes Buch „über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren." Die Leibespflege hatte zudem für Kant um so mehr Interesse, als er bei seiner Schwächlichkeit auf den eigenen Körper unausgesetzt seine Aufmerksamkeit richtete. S. oben S. 57.

21) Bekanntlich hat nachmals Graser in seiner „Elementarschule" 1821. II. 378 f. etwas Aehnliches versucht.

22) Ueber die Entwicklung des Kindes macht Kant am Anfange seiner Anthropologie VII. 437 folgende Bemerkungen, die hier ihre Stelle finden mögen: „Es ist merkwürdig, daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) erst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach (Karl will essen, gehen u. s. w.), und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn es den Anfang macht, durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst. — Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen. — Die Bemerkung, daß ein Kind vor dem ersten Vierteljahr nach seiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, scheint gleichfalls auf Entwickelung gewisser Vorstellungen von Beleidigung und Unrechtthun, welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in diesem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegenständen mit Augen zu folgen anhebt, ist der rohe Anfang des Fortschreitens von Wahrnehmungen (Apprehension der Empfindungsvorstellung), um sie zur Erkenntniß der Gegenstände der Sinne, d. i. der Erfahrung zu erweitern. — Daß ferner, wenn es nun zu sprechen versucht, das Radbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so liebenswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu herzen und zu küssen, es auch wohl durch Erfüllung jedes Wunsches und Willens zum kleinen Befehlshaber zu verziehen: diese Liebenswürdigkeit des Geschöpfs, im Zeitraum seiner Entwicklung zur Menschheit, muß wohl auf Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch fehlerhaften Aeußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges ist, einerseits, andrerseits aber auf den natürlichen Hang der Ammen zum Wohlthun an einem Geschöpf, welches einschmeichelnd sich des andern Willkür gänzlich überläßt, geschrieben werden, da ihm eine Spielzeit, die glücklichste unter allen, eingewilligt wird, wobei der Erzieher dadurch, daß er sich selber gleichsam zum Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals genießt. Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber bei weitem nicht bis an jene Zeit; weil sie nicht die Zeit der Erfahrungen, sondern blos zerstreuter, unter den Begriff des Objekts noch nicht vereinigter Wahrnehmungen war." —

23) Gegen das Bestreben, das Zwangsmäßige des Lernens ganz zu beseitigen, erklärt sich Kant auch in der Kritik der ästh. Urtheilskr. § 43. Werke V. 314, wo er klagt, daß „manche neuere Erzieher eine freie Kunst am besten zu befördern glauben, wenn sie allen Zwang von ihr wegnehmen und sie aus Arbeit in bloßes Spiel verwandeln." Auch für das Genie hielt er das streng schulmäßige Lernen für unerläßlich: Anthropologie, Werke VII. 543. „Der Mechanismus der Unterweisung, weil diese jederzeit den Schüler zur Nachahmung nöthigt, ist dem Aufkeimen eines Genies, nämlich was seine Originalität betrifft, zwar allerdings nachtheilig. Aber jede Kunst bedarf doch gewisser mechanischer Grundregeln, nämlich der Angemessenheit des Produkts zur untergelegten Idee, d. i. Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulstrenge gelernt werden und ist allerdings eine Wirkung der Nachahmung."

24) Ueber die Bedeutung des Spiels überhaupt sagt Kant in der Anthropologie Werke VII. 596: „Die Spiele des Knaben in Ballschlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenspielen; weiterhin des Mannes in Schach- und Kartenspiel, endlich des Bürgers, der in öffentlichen Gesellschaften mit Faro oder Würfeln sein Glück versucht — werden insgesammt unwissentlich von der weiseren Natur zu Wagstücken, ihre Kräfte im Streit mit andern zu versuchen, angespornt; eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten be-

wahrt und rege erhalten werde. Zwei solche Streiter glauben, sie spielen unter sich, in der That aber spielt die Natur mit beiden, wovon sie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn sie bedenken, wie schlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke passen." —

25) In der Beurtheilung des Nutzens als Motiv des Lernens entfernt sich Kant von Rousseau. — Als gegen die verkehrte Manier der Philanthropinisten, der Arbeit ihr Mark zu nehmen, gerichtet, können Kants treffende Worte in der Anthropologie Werke VII. 459 gefaßt werden: „Etwas Schweres leicht zu machen ist Verdienst, es als leicht vorzumalen ist Betrug .... Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorschrift zur Unternehmung giebt, mag zwar abschrecken, aber das ist doch besser, als sie zu verhehlen."

26) Die todte Gelehrsamkeit geißelt Kant öfter mit witzigen Ausdrücken; so in der Anthropologie Werke VII. 545: „Es giebt auch gigantische Gelehrsamkeit, die doch oft cyklopisch ist, der nämlich ein Auge fehlt: nämlich das der wahren Philosophie, um diese Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kamelen durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen;" und S. 449: „Der, welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (bornirt) genannt. Man kann ein vaster Gelehrter (Maschine zur Unterweisung anderer, wie man selbst unterwiesen worden), und in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines historischen Wissens dabei doch sehr bornirt sein." — Ueber den Endzweck des Lernens sagt eine Notiz des Nachlasses Werke VIII. 610: „Aller Zweck der Wissenschaften ist entweder eruditio (Gedächtniß), oder speculatio (Vernunft). Beide müssen darauf hinauslaufen, den Menschen verständiger (klüger, weiser) in dem der menschlichen Natur überhaupt angemessenen Stande zu machen, und also genügsamer. Der Geschmack, der moralisch ist, macht, daß man die Wissenschaft, die nicht bessert, gering hält." — Zu der im Folgenden gegebenen Unterscheidung von Witz und Verstand vergl. den Aufsatz Kants „Ueber die Krankheiten des Kopfes" 1764. Werke II. 214. „Der stumpfe Kopf ermangelt des Witzes, der Dummkopf des Verstandes. Die Behendigkeit, etwas zu fassen und sich zu erinnern, ingleichen die Leichtigkeit, es geziemend auszudrücken, kommen gar sehr auf den Witz an; daher derjenige, welcher nicht dumm ist, gleichwohl sehr stumpf sein kann, insoferne ihm schwerlich etwas in den Kopf will, ob er es gleich nachhero mit größerer Reife des Urtheils einsehen mag, und die Schwierigkeit, sich ausdrücken zu können, beweist nichts minder, als die Verstandesunfähigkeit, sondern nur, daß der Witz nicht genugsame Beihülfe leiste, den Gedanken in die mancherlei Zeichen einzukleiden, deren einige ihn am geschicktesten anpassen. Der berühmte Jesuit Clavius wurde als unfähig aus den Schulen gejagt (denn nach der Verstandesprobe der Orbile [Horaz Epist. II, 1, 71] ist ein Knabe zu gar nichts nütze, wenn er weder Verse noch Schulchrien machen kann); er gerieth nachher zufälliger Weise auf die Mathematik, das Spiel änderte sich und seine vormaligen Lehrer waren gegen ihn nur Dummköpfe." Auf Clavius, einen aus Bamberg gebürtigen und am 6. Febr. 1612 im 75. Jahre zu Rom verstorbenen berühmten Mathematiker, der bei der Kalenderverbesserung Gregor XIII. betheiligt und ein ungemein geschickter Mathematiklehrer war, ist Kant noch einmal zurückgekommen Werke VII. 521.

27) Gegen die Lesesucht eifert Kant in dem Aufsatze „Ueber Schwärmerei und die Mittel dagegen" 1790. Werke VI. 72, wo er bemerkt: „Wider dieses Uebel sehe ich kein Mittel, als das Vielerleilernen in Schulen auf das Gründlichlernen des Wenigern zurückzuführen, und die Lesebegierde nicht sowohl auszurotten, als vielmehr dahin zu richten, daß sie absichtlich werde; damit dem Wohlunterwiesenen nur das Gelesene, welches ihm baaren Gewinn an Einsicht verschafft, gefalle, alles Uebrige aber anekele." Ueber die Wirkung des Romanlesens spricht er in der Anthropologie Werke VII. 525. „Das Romanlesen hat außer manchen andern Verstimmungen des Gemüths auch dieses zur Folge, daß es die Zerstreuung habituell macht. Denn ob es gleich durch Zeichnung von Charakteren, die sich wirklich unter Menschen auffinden lassen (wenngleich mit einiger Uebertreibung), den Gedanken einen Zusammenhang, als in einer wahren Geschichte giebt, deren Vortrag immer auf eine gewisse Weise systematisch sein muß, so erlaubt es doch zugleich dem Gemüth, während dem Lesen Ab-

schweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuschieben, und der Gedankengang wird fragmentarisch, so daß man die Vorstellungen eines und desselben Objekts zerstreut (sparsim), nicht verbunden (conjunctim) nach Verstandeseinheit im Gemüthe spielen läßt." — Danach scheint Kant auch die epischen Stoffe nicht für bildend gehalten zu haben.

28) Ueber das Gedächtniß und seine Uebung läßt sich Kant in der Anthropologie Werke VII. S. 498 f. näher aus. Hier mag Folgendes ausgehoben werden: „Methodisch etwas ins Gedächtniß fassen (memoriae mandare) heißt memoriren (nicht studiren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger sagt, der seine künftig zu haltende Predigt bloß auswendig lernt). Dieses Memoriren kann mechanisch oder ingeniös oder auch judiziös sein. Das erstere beruht bloß auf öfterer, buchstäblicher Wiederholung, z. B. beim Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der auf einander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Gesuchte zu kommen; z. B. wenn der Lehrling gefragt wird, wie viel macht 3 mal 7? so wird er, von 3 mal 3 anfangend, wohl auf 21 kommen, fragt man ihn aber, wie viel macht 7 mal 3? so wird er sich nicht so bald besinnen können, sondern die Zahlen umkehren müssen, um sie in die gewohnte Ordnung zu stellen. Wenn das Erlernte eine feierliche Formel ist, in der kein Ausdruck abgeändert werden, sondern die, wie man sagt, hergebetet werden muß, so sind wohl Leute von dem besten Gedächtniß furchtsam, sich darauf zu verlassen (wie denn diese Furcht selbst sie irre machen könnte), und halten es daher für nöthig, sie abzulesen; wie es auch die geübtesten Prediger thun, weil die mindeste Abänderung der Worte hiebei lächerlich sein würde. — Das ingeniöse Memoriren ist eine Methode, gewisse Vorstellungen durch Assoziation mit Nebenvorstellungen, die an sich (für den Verstand) gar keine Verwandtschaft mit einander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen korrespondiren sollen, dem Gedächtniß einzuprägen: wo man, um etwas ins Gedächtniß zu fassen, dasselbe noch mit mehr Nebenvorstellungen belästigt; folglich ungereimt als regelloses Verfahren der Einbildungskraft in der Zusammenpaarung dessen, was nicht unter einem und demselben Begriffe zusammen gehören kann, und zugleich Widerspruch zwischen Mittel und Absicht, da man dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern sucht, in der That aber sie durch die ihm unnöthig aufgebürdete Assoziation sehr disparater Vorstellungen erschwert. (So ist die Bilderfibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgestellte Pandektenlehre*) ein optischer Kasten eines kindischen Lehrers, um seine Lehrlinge noch kindischer zu machen als sie waren ......). Daß Witzlinge selten ein treues Gedächtniß haben (ingeniosis non admodum fida est memoria) ist eine Bemerkung, die jenes Phänomen erklärt. — Das judiziöse Memoriren ist kein anderes, als das einer Tafel der Eintheilung eines Systems (z. B. des Linné) in Gedanken, wo, wenn man irgend etwas vergessen haben sollte, man sich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurechtfinden kann, oder auch der Abtheilungen eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Karte, welche nach Norden, Westen u. s. w. liegen), weil man auch dazu Verstand braucht und dieser wechselseitig der Einbildungskraft zu Hülfe kommt. Am meisten die Topik, d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, Gemeinplätze genannt, welches durch Klasseneintheilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher in Schränke, mit verschiedenen Aufschriften vertheilt, die Erinnerung erleichtert. — Eine Gedächtnißkunst (ars mnemonica) als allgemeine Lehre giebt es nicht. Unter die besonderen dazu gehörigen Kunstgriffe gehören die Denksprüche in Versen (versus memoriales), weil der Rhythmus einen regelmäßigen Silbenfall enthält, der dem Mechanismus des Gedächtnisses sehr zum Vortheil gereicht." Kürzer in den Vorlesungen von 1790—91 S. 16: „Die Handlung, durch die wir etwas ins Gedächtniß fassen, damit es zur Erinnerung hinreichend sei, kann 1) mechanisch sein (d. h. durch öfteres Wiederholen), und dies ist unstreitig die Grundlage von allem Auswendiglernen. 2) ingeniös, wenn man vermittelst der Aehnlichkeit, Gegenstände zu verbinden, auswendig lernt. 3) judiziös, wobei

*) Anspielung auf Christian Thomasius, welcher Spielkarten ersann, um dadurch die Erlernung der Jurisprudenz zu erleichtern.

alles auf die wirkliche Verwandtschaft der Gegenstände ankommt. Diese Art auswendig zu lernen hat einen großen Vorzug vor der ingeniösen; denn letztere geht immer nur auf zu allgemeine, zufällige Merkmale."

29) Den pädagogischen Vorzug der Mathematik, daß sie Kennen und Können vereinigt und den Widerspruch, den man durch den Gegensatz der Theorie und Praxis ausdrückt, aufhebt, hat nachmals Bernhardi in seiner Abhandlung vom Jahre 1818 „Mathematik und Sprachen, Gegensatz und Ergänzung" näher beleuchtet. Die Ausführungen Bernhardi's, bei welchen die Kant'sche Erkenntnißlehre zu Grunde gelegt ist, können im allgemeinen als Ergänzung der spärlichen Andeutungen, die Kant selbst über das mathematische Studium giebt, betrachtet werden.

30) In den Vorlesungen über Anthropologie von 1790—91 herausgeg. von Fr. Ch. Starke S. 19, unterscheidet Kant Beredtheit, Wohlredenheit und Beredsamkeit in folgender Weise: „Beredtheit ist, den Stoff zum Reden, Sprachreichthum, Fertigkeit haben ein und die nämliche Sache auf mancherlei Art vorzutragen; Wohlredenheit besteht in der Angemessenheit der Rede, sowohl in Rücksicht des Verstandes, als auch des Urtheils; Beredsamkeit ist die Kunst, den Ideen bei dem Verstande Eingang zu verschaffen, die Kunst zu bereden." —

31) Man vermißt an dieser Stelle die Erwähnung der Musik. Kant hat sie nicht übersehen, sondern er verwirft sie als Bildungsmittel. Er äußerte gelegentlich, „daß sie den Menschen weichlich mache." (Reicke a. a. O. S. 11). In der „Kritik der ästhet. Urtheilskraft" § 53, Werke V. S. 339, bemerkt er, die Musik sei „mehr Genuß als Kultur" und „habe, durch Vernunft betrachtet, weniger Werth als jede andere der schönen Künste"; und weiterhin S. 340: „Wenn man den Werth der schönen Künste nach der Kultur schätzt, die sie dem Gemüth verschaffen, und die Erweiterung der Vermögen, welche in der Urtheilskraft zum Erkenntnisse zusammenkommen müssen, zum Maßstabe nimmt, so hat Musik unter den schönen Künsten sofern den untersten (so wie unter denen, die zugleich nach ihrer Annehmlichkeit geschätzt werden, vielleicht den obersten) Platz, weil sie bloß mit Empfindungen spielt. Die bildenden Künste geben ihr also in diesem Betracht vor; denn indem sie die Einbildungskraft in ein freies und doch zugleich dem Verstande angemessenes Spiel versetzen, so treiben sie zugleich ein Geschäft, indem sie ein Produkt zu Stande bringen, welches den Verstandesbegriffen zu einem dauerhaften und für sich selbst sich empfehlenden Vehikel dient, die Vereinigung derselben mit der Sinnlichkeit und so gleichsam die Urbanität der obern Erkenntnißkräfte zu befördern. Beiderlei Art Künste nehmen einen ganz verschiedenen Gang: die erstere von Empfindungen zu unbestimmten Ideen; die zweite Art aber von bestimmten Ideen zu Empfindungen. Die letzteren sind von bleibendem, die ersteren nur von transitorischem Eindruck. Die Einbildungskraft kann jene zurückrufen und sich damit angenehm unterhalten, diese aber erlöschen entweder gänzlich, oder wenn sie unwillkürlich von der Einbildungskraft wiederholt werden, sind sie uns eher lästig als angenehm. Außerdem hängt der Musik ein gewisser Mangel der Urbanität an, daß sie vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente ihren Einfluß weiter, als man ihn verlangt (auf die Nachbarschaft) ausbreitet und so sich gleichsam aufdringt, mithin der Freiheit anderer, außer der musikalischen Gesellschaft, Abbruch thut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht thun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will." Vgl. auch S. 343. Mit diesen Aeußerungen ist jedoch zu vergleichen „Anthropologie" § 16, W. VII. 467. „Was den Vitalsinn betrifft, so wird dieser durch Musik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeschreiblich lebhaft und manigfaltig nicht bloß bewegt, sondern auch gestärkt, welche also gleichsam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) ist. Die Laute sind hier Töne und dasjenige fürs Gehör, was die Farben fürs Gesicht sind; eine Mittheilung der Gefühle in die Ferne in einem Raum umher an alle, die sich darin befinden, und ein gesellschaftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird, daß viele an ihm theilnehmen."

32) Kant hat bei seinen didaktischen Winken vornehmlich Knaben im Auge. Den Unterricht der Mädchen ist er geneigt, im Sinne seiner Zeit auf Geschmacks- und Gefühlsbildung zu reduziren. Wir finden in der Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" 1764, Werke II. 254, folgende

Bemerkungen darüber, die schicklich hier ihren Platz erhalten können: „Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist der Mensch, und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl, und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch eigenes Urtheil [im Texte: einiges Urtheil, was ein Druckfehler zu sein scheint] über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beispiele, die man aus andern Zeiten entlehnt, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden, der Charakter beider, sofern er sich hiedurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Es ist schön, daß einem Frauenzimmer der Anblick einer Karte, die entweder den ganzen Erdkreis, oder die vornehmsten Theile der Welt vorstellt, angenehm gemacht werde. Dieses geschieht dadurch, daß man sie nur in der Absicht vorlegt, um die unterschiedlichen Charaktere der Völker, die sie bewohnen, die Verschiedenheit ihres Geschmacks und sittlichen Gefühls, vornehmlich in Ansehung der Wirkung, die diese auf die Geschlechterverhältnisse haben, dabei zu schildern, mit einigen leichten Erläuterungen aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, ihrer Freiheit oder Sklaverei. Es ist wenig daran gelegen, ob sie die besondern Abtheilungen dieser Länder, ihr Gewerbe, ihre Macht und Beherrscher wissen oder nicht. Ebenso werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten, und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seien. Gefühl für Schildereien von Ausdruck und für die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empfindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts, und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter spekulativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar, die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrenheit und ein Herz voll Gefühl erfordert, und jeder anderen kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet."

33) Ueber die Methoden des Lehrens vgl. oben S. 49. In seinen Vorlesungen über Logik, Werke VIII. 143, giebt Kant Folgendes darüber an: „Akroamatisch ist die Methode, sofern jemand allein lehrt, erotematisch, sofern er auch frägt. Die letztere Methode kann hinwiederum in die katechetische eingetheilt werden, je nachdem die Fragen entweder an den Verstand, oder bloß an das Gedächtniß gerichtet sind. Erotematisch kann man nicht anders lehren, als durch den sokratischen Dialog, in welchem sich beide fragen und auch wechselsweise antworten müssen; so daß es scheint, als sei auch der Schüler selbst Lehrer. Der sokratische Dialog lehrt nämlich durch Fragen, indem er den Lehrling seine eigenen Vernunftprinzipien kennen lehrt und ihm die Aufmerksamkeit darauf schärft. Durch die gemeine Katechese aber kann man nicht lehren, sondern nur das, was man akroamatisch gelehrt hat, abfragen. — Die katechetische Methode gilt daher auch nur für empirische und historische, die dialogische dagegen für rationale Erkenntnisse." Vgl. damit oben S. 51. Ein „Lehrbuch der allgemeinen Katechetik nach Kant'schen Grundsätzen" hat Joh. Fr. Chr. Gräffe 1795 herausgegeben.

Ueber die Methode der Darstellung im allgemeinen lehrt Kant in der Logik Folgendes: „Die szientifische oder scholastische Methode unterscheidet sich von der popularen dadurch, daß jene von Grund- und Elementarsätzen, diese hingegen vom Gewöhnlichen und Interessanten ausgeht. Jene geht auf Gründlichkeit und entfernt daher alles Fremdartige; diese zweckt auf Unterhaltung ab. Diese beiden Methoden unterscheiden sich also der Art und nicht dem bloßen Vortrage nach; und Popularität in der Methode ist mithin etwas anderes, als Popularität im Vortrage. — Die systematische Methode ist der fragmentarischen oder rhapsodistischen entgegengesetzt. Wenn man nach einer

Methode gedacht hat und sodann diese Methode auch im Vortrage ausdrückt und der Uebergang von einem Satze zum andern deutlich angegeben ist, so hat man ein Erkenntniß systematisch behandelt. Hat man dagegen nach einer Methode zwar gedacht, den Vortrag aber nicht methodisch eingerichtet; so ist eine solche Methode rhapsodistisch zu nennen. Der systematische Vortrag wird dem fragmentarischen, so wie der methodische dem tumultuarischen entgegengesetzt. Der methodisch denkt, kann nämlich systematisch oder fragmentarisch vortragen. Der äußerlich fragmentarische, an sich aber methodische Vortrag ist aphoristisch — Die analytische Methode ist der synthetischen entgegengesetzt. Jene fängt von dem Bedingten und Begründeten an und geht zu den Prinzipien fort (a principiatis ad principia), diese hingegen geht von den Prinzipien zu den Folgen oder vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die erstere könnte man auch die regressive, so wie die letztere die progressive nennen. Die analytische Methode heißt auch sonst die Methode des Erfindens. — Für den Zweck der Popularität ist die analytische, für den Zweck der wissenschaftlichen und systematischen Bearbeitung des Erkenntnisses aber ist die synthetische Methode angemessener. — Die syllogistische Methode ist diejenige, nach welcher in einer Kette von Schlüssen eine Wissenschaft vorgetragen wird. Tabellarisch heißt diejenige Methode, nach welcher ein schon fertiges Lehrgebäude in seinem ganzen Zusammenhange dargestellt wird." — Die Methode überhaupt unterscheidet Kant von der Manier: beide stehen der Regellosigkeit gegenüber; der Unterschied ist, daß die Regel der Manier eine freie ist, während die Methode Zwang ankündigt. — Bei den Bemerkungen über die sokratische Methode dürfte Kant die C. Fr. Bahrdt'sche Schrift „Philanthropinischer Erziehungsplan" Frankfurt a. M. 1776 im Sinn haben, welche zuerst das Sokratisiren in Aufnahme brachte. J. G. Schlossers Polemik dagegen in den „Ephemeriden" scheint Kant nicht zu kennen.

34) Ueber das Verziehen der Kinder macht Kant in der Anthropologie Werke VII. 633 folgende, etwas wunderliche Bemerkung: „daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen und unter den letztern der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird; das scheint seinen Grund in dem Prospekt auf die Bedürfnisse beider Eltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne seine Frau stirbt, so hat er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze; stirbt der Mutter ihr Mann, so hat der erwachsene wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich, und auch die natürliche Neigung in sich, sie zu verehren, zu unterstützen und ihr das Leben als Witwe angenehm zu machen."

35) Mit dem Folgenden vergleiche man die Stellen aus den Werken zur praktischen Philosophie, welche in der Einleitung wiedergegeben sind. Die Lehre von der Maximenbildung hat Herbart im Anschluß an Kant weitergebildet (Herbarts Werke X, XII; 159 f. 269 f. XI. 471 f.) Anders Schwarz „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik" II. 164.

36) Ueber die pädagogische Behandlung der Lüge sind zwei Aeußerungen Kant's in seinem Nachlaß Werke VIII. 616 anzumerken; „Es gehört eine sehr große Kunst dazu, bei Kindern das Lügen zu verhüten. Denn da sie viel zu leisten haben und viel zu schwach sind, abschlägige Antworten zu geben oder Strafe auszuhalten, so haben sie eine weit stärkere Anreizung zu lügen, als es die Alten jemals haben. Vornehmlich da sie sich selbst nichts verschaffen können, wie die Alten, sondern alles von der Art abhängt, wie sie etwas vorstellen nach der Neigung, die sie in andern merken. Man muß sie daher nur über das strafen, was sie gar nicht leugnen können, und ihnen nicht um vorgewandter Gründe willen etwas bewilligen." Und gleich darauf: „Man muß durchaus, wenn man die Moralität bilden will, keine Bewegungsgründe anführen, welche die Handlung nicht moralisch gut machen, nämlich Strafen, Lohn u. s. w. Daher muß man auch die Lüge unmittelbar häßlich schildern, wie sie es auch in der That ist, und keiner andern Regel der Moralität, z. B. der Pflicht gegen andere unterordnen." — In der Metaphysik der Sitten" Werke VII. 234 bezeichnet Kant die Lüge als „die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet (gegen die Menschheit in seiner Person.)" An anderer Stelle Werke VI. 498 nennt er die Lüge „den eigentlichen faulen Fleck in der menschlichen Natur." Gegen die laxe Auffassung der Lüge

erklärte er sich in dem Aufsatze „Ueber ein vermeintliches Recht aus Menschenliebe zu lügen" 1797 Werke VII. 307 f. Doch unterschied er von der eigentlichen die arglose Lüge, deren Hang „bei Kindern allemal, bei Erwachsenen dann und wann, bisweilen fast als anerbende Krankheit angetroffen wird", und die nur aus dem unabsichtlichen Spiel der Einbildungskraft stammt. Anthropologie Werke VII. 495. — Gegen Kants Ansicht über die pädagogische Bedeutung der Scham polemisirt Schwarz „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik" II. 157 f; er erblickt in der Schamröthe „das Morgenroth der Sittlichkeit überhaupt."

37) „Kinder, vornehmlich Mädchen, müssen früh zum freimüthigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebei drückt sich nach und nach im Innern ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet." Werke VII. 586.

38) Die drei Vorschriften Kants betreffend den Gehorsam, die Wahrhaftigkeit und Geselligkeit macht Herbart zum Texte einer Besprechung in seiner „Kurzen Encyklopädie der Philosophie" Werke II 151. und bezeichnet es als das erste bei der Erziehung, „daß man die Kinder mit Ernst und Festigkeit in eine Lage setzen muß, die ihnen im Ganzen angenehm und die zu geselliger Offenheit einladend ist"; neben welchem alles andere, es habe Namen, wie es wolle, für die Erziehung ein zweites und drittes sei. — Auf die Aeußerungen über den Gehorsam stützt sich Niemeyer „Grundsätze der Erz. u. d. Unt. VIII. Aufl. S. 216.

39) In einer Notiz des Nachlasses Werke VIII. 616 bemerkt Kant das Schädliche des verfrühten Räsonnements über sittliche Gegenstände: „Der einfältige Mensch hat sehr früh eine Empfindung von dem, was recht ist, aber sehr spät oder gar nicht einen Begriff davon. Jene Empfindung muß weit eher entwickelt werden als der Begriff. Lehrt man ihn früher entwickeln nach Regeln, so wird er niemals empfinden."

40) Die Theilnahme als Mittel zur sittlichen Bildung, die erst Herbart in ihrer ganzen Bedeutung würdigte, hat Kant später wenigstens höher gestellt als in der vorliegenden Aeußerung. Es heißt in der „Metaphysik der Sitten" Werke VII. 264 f.: „Mitfreude und Mitleid (sympathia moralis) sind zwar sinnliche Gefühle einer Lust und Unlust an dem Zustande des Vergnügens sowohl, als Schmerzens anderer, wozu schon die Natur in den Menschen die Empfänglichkeit gelegt hat. Aber diese als Mittel zur Beförderung des thätigen und vernünftigen Wohlwollens zu gebrauchen, ist noch eine besondere, obzwar nur bedingte Pflicht unter dem Namen der Menschlichkeit (humanitas); weil hier der Mensch nicht bloß als vernünftiges Wesen, sondern auch als mit Vernunft begabtes Thier betrachtet wird" und weiterhin: „Obzwar Mitleid und so auch Mitfreude mit andern zu haben, an sich selbst nicht Pflicht ist, so ist doch thätige Theilnehmung an ihrem Schicksal Pflicht, und zu dem Ende also die mitleidigen natürlichen Gefühle in uns zu kultiviren und sie, als so viele Mittel zur Theilnehmung aus moralischen Grundsätzen und dem ihnen gemäßen Gefühl zu benutzen, wenigstens indirekte Pflicht."

41) Martin Crugot war ein deutscher Theolog; geboren zu Bremen am 5. Jan. 1725, starb er als Hofprediger zu Carolath in Schlesien am 5. Sept. 1790.

Joh. Andreas v. Segner war 1704 zu Petersburg geboren und starb 1777 als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften zu Göttingen.

Der Verfasser des Tristram Shandy, eines an meisterhaften Sitten- u. Charakterschilderungen reichen Werkes, ist der berühmte englische Humorist Lawrence Sterne, geb. den 24. Nov. 1713 zu Clonmel in Irland, gest. den 18. März 1768 zu London.

Georg Christoph Lichtenberg, als ausgezeichneter Satiriker und bedeutender Naturforscher bekannt, war den 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt geboren und starb am 24. Febr. 1799 zu Göttingen, wo er seit 1770 Professor war.

42) Die Erörterung von Rechtsverhältnissen im Unterricht fordert auch Schleiermacher, Erziehungslehre hrsg. von Platz S. 390; er will jedoch das historische Element, das in ihnen vorliegt, zur Geltung gebracht wissen. Vgl. auch Herbart Pädag. Schriften I, 444. 509 f. 554 f.

43) Ueber die Erregung des Neides durch Aufstellung von Mustern oben S. 51, und Grundlegung zur Metaph. der Sitten Werke IV. S. 256: „Man könnte der Sittlichkeit nicht übler rathen, als, wenn man sie von Beispielen entlehnen wollte. Denn jedes Beispiel, was mir davon vorgestellt wird, muß selbst nach Prinzipien der Moralität beurtheilt werden, ob es auch würdig sei zum ursprünglichen [1. Ausgabe: ächten] Beispiele d. i. zum Muster zu dienen, keineswegs aber kann es den Begriff derselben zu oberst an die Hand geben."

44) Die hier gegebene Eintheilung der Begierden hat Kant in der Anthropologie für die Lehre von den Leidenschaften, obschon mit einigen Veränderungen, beibehalten. Werke VII. 589 f; dagegen Laster und Tugenden, sowohl in der „Religion innerhalb u. s. w." Werke VI. 120 f. als in der „Metaphysik der Sitten" VII. 175 f. nach durchaus anderen Gesichtspunkten gegliedert. —

45) Die spätere typisch gewordene Kant'sche Definition der Religion lautet: „Religion ist das Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote." Vgl. Werke VI. 252. — An dieser Stelle mögen einige Aphorismen aus Kants Nachlaß, welche das im Text gesagte in mancher Hinsicht erweitern, aufgeführt werden. Werke VIII. 637: „Es sind zwei Wege der christlichen Religion, insofern sie die Moralität verbessern soll. Erstens mit der Offenbarung der Geheimnisse anzufangen, indem man von der göttlichen übernatürlichen Einwirkung eine Heiligung des Herzens erwartet; zweitens mit der Verbesserung der Moralität nach der Ordnung der Natur anzufangen und nach der größt möglichsten darauf verwendeten Bemühung die übernatürliche Beihülfe nach der in der Offenbarung vorgetragenen göttlichen Auslegung seiner Rathschlüsse zu erwarten. Denn es ist nicht möglich, wenn man mit der Offenbarung anfängt, die moralische Besserung aus dieser Unterweisung als einen Erfolg nach der Ordnung der Natur zu erwarten"; a. a. O. S. 614: „Die heilige Schrift wirkt mehr auf die Verbesserung von übernatürlichen Kräften, die gute moralische Erziehung mehr, wenn alles bloß nach der Ordnung der Natur geschehen soll. Ich gestehe es, daß wir durch die letztere keine Heiligkeit, welche rechtfertigend ist, hervorbringen können, aber wir können doch eine moralische Bonität coram foro humano hervorbringen, und diese ist jener sogar förderlich." S. 617: „Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden?" und S. 620: „Der Christ, sagt man, soll sein Herz nicht an zeitliche Dinge hängen. Hierunter wird nun auch verstanden, man solle frühzeitig verhüten, daß keiner solche Anhänglichkeit sich erwirbt. Aber erst die Neigungen zu nähren und dann übernatürliche Beihülfe erwarten, sie zu regieren, das ist Gott versuchen." Auf einen Denkzettel schrieb Kant einmal: „Von der Lehrmethode, die Denkungsart der Menschen gleich einer ars veterinaria (Vieharzeneikunde) zu behandeln z. B. durch Aengstigung mit Fegfeuer und Hölle und überhaupt auf Sinne, nicht auf Vernunft zu wirken" (Schubert Leben Kants S. 164). Beachtenswerthe kritische Bemerkungen über die Ansicht Kants von der religiösen Bildung bei Schwarz „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik II. 165 f.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Kant, Immanuel,

Über Pädagogik

Leipzig [ca. 1874]